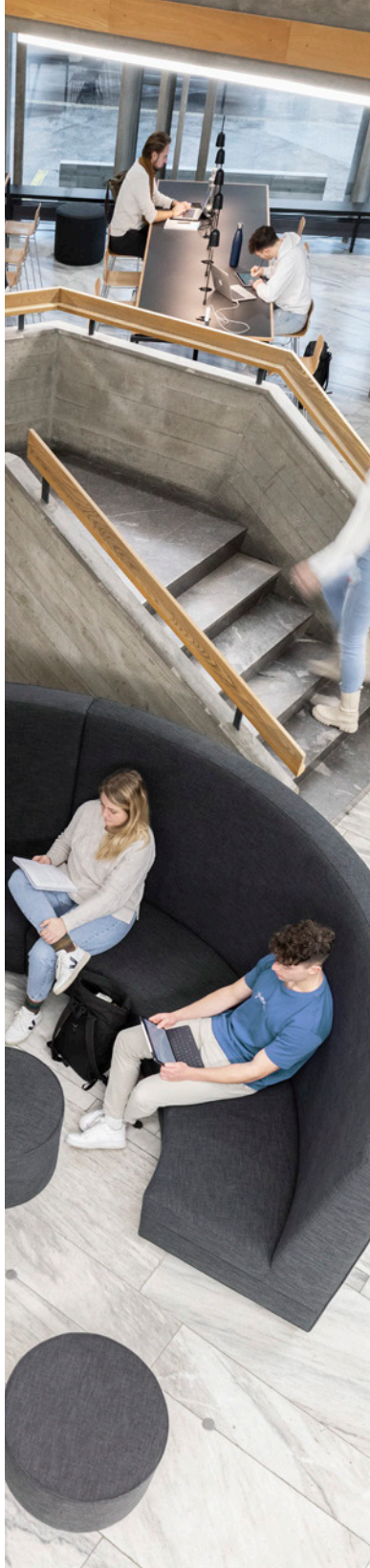


SCHRÖER SELL ARCHITEKTEN
BILDUNGSTECHNOLOGIEN DER UNIVERSITÄT BASEL



LABORATORIUM LERNRÄUME NEUE LERNRÄUME AN DER UNIVERSITÄT BASEL

LABORATORIUM LERNRÄUME
NEUE LERNRÄUME AN DER UNIVERSITÄT BASEL

SCHRÖER SELL ARCHITEKTEN
BILDUNGSTECHNOLOGIEN DER UNIVERSITÄT BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

6

EINLEITUNG

6–7

Gestalten im Dialog

Sabina Brandt und Gerrit Sell

8

1_AUSGANGSLAGE

10–15

Planetensystem mit Zentralgestirn: die stadträumliche Entwicklung der Universität

Tilo Richter

16–19

Ressourcen nutzen, Lernen verstehen, Räume formen

Schröer Sell Architekten

20

2_KONZEPTION

20–29

Lernwanderungen auf dem Campus von morgen: Erfahrungen an der Universität Basel

Sabina Brandt

30–33

Ein Haus für Studierende: das Basler «Lernoullianum»

Sabina Brandt und Gerrit Sell

34

3_ADAPTION

35–39

«Ein Ort muss immer eine ganz klare Sprache sprechen.» Im Gespräch mit Katja Ninnemann, Berlin

Sabina Brandt und Gerrit Sell

40–45

Zur Geschichte des universitären Handlungsraums und der Relevanz symbolischer Orte

Katja Ninnemann

46

4_KOLLEGIENHAUS

48–51

Im Zentrum des Geschehens: das Kollegienhaus am Petersplatz

Dorothee Huber

52–59

Räume für neue Lehr-/Lernformen: Modernisierung von Vorlesungssälen und Seminarräumen im Kollegienhaus

Sabina Brandt und Gerrit Sell

60–63

Tag und Nacht: das «Verso» als Aufenthalts- und Veranstaltungsraum

Sabina Brandt und Gerrit Sell

64

5_ UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

66–71

Nur 7 Minuten: Universitätsbibliothek

Dorothee Huber

72–77

Der grosse Lesesaal der Universitätsbibliothek als Lernraum: eine Zeitreise

Alice Keller

78–83

Unterwegs in der Lernlandschaft in der Universitätsbibliothek

Ein Gespräch mit Kristin Hoschke, Alice Keller und Felix Winter

Sabina Brandt und Gerrit Sell

84–97

Laboratorium für das Lernen

Die Lernlandschaft der Universitätsbibliothek

Sabina Brandt und Gerrit Sell

98

6_ AUSBLICK

100–103

Wenn Zuhören, Disputieren und Lernen zusammenwachsen. Anstelle eines Nachworts

Thomas Grob

//

105

Dank

106–107

Biografien

108

Abbildungsnachweis

Gestalten im Dialog

Passt der traditionelle Campus zum Studieren von heute? Innovative Lehrformate, häufig unter Einbezug digitaler Medien, verändern das Lernen; zugleich ändern sich Rahmenbedingungen für das Studium durch vielerlei Einflüsse. Besonders auffällig ist, dass Studenten und Studentinnen immer mehr Zeit auf dem Campus verbringen und der Bedarf nach Lernräumen im Umfeld der Universität, ihrer Hörsäle und Bibliotheken steigt.

Mit der Neugestaltung eines grossen Lernraums am Petersgraben begann 2014 eine langjährige Zusammenarbeit zwischen der Universität Basel und dem Basler Architekturbüro Schröder Sell – für beide Seiten ein Glücksfall. Dies vor allem deshalb, weil die neuen Lernräume im Dialog entstanden sind und der Weg zu ihnen von einem Lernprozess begleitet war, der beide Seiten betraf: die Universität Basel als Auftraggeberin und Schröder Sell als Architekturbüro. Die Offenheit aller Beteiligten ermöglichte neue Perspektiven und unkonventionelle Lösungen – auch aus dem Partizipationsprozess heraus, der ganz verschiedene Gruppen von Nutzerinnen und Nutzern, Studierenden und Mitarbeitenden einbezogen hat. Und so folgten nach dem oben genannten «Lernoullianum» weitere Projekte: das «Verso» als studentischer Aufenthalts- und Veranstaltungsort, die Seminarräume im Kollegienhaus und zwei exemplarisch innovativ gestaltete Hörsäle im selben Gebäude bis hin zur Lernlandschaft in der Universitätsbibliothek.

In der vorliegenden Textsammlung findet sich zunächst eine Betrachtung zur Entwicklung der Universität Basel im Basler Stadtraum (Tilo Richter). Weitere Texte beschreiben die aktuellen Veränderungen des Basler Campus (Sabina Brandt) in der historischen Entwicklungslinie von Lernräumen (Katja Ninnemann), exemplarisch auch sichtbar an der wechselhaften Geschichte einzelner Bereiche wie des Lesesaals der Bibliothek (Alice Keller). Die Entwicklung einzelner Gebäude wie Kollegienhaus und Universitätsbibliothek wird in den Blick genommen (Dorothee Huber) und die Schwerpunkte einzelner Projekte, die aktuell in diesen Gebäuden realisiert wurden, werden jeweils in kurzen Texten erläutert. In Interviews kommen zudem Projektbeteiligte der «UB Lernlandschaft» sowie die Lernraum-Forscherin Katja Ninnemann zu Wort. Den Abschluss bilden «anstelle eines Nachworts» Betrachtungen von Thomas Grob, Vizerektor Lehre der Universität Basel. Zentral sind die zahlreichen Fotografien, die die Projekte veranschaulichen.

Die vorliegende Publikation soll auch als Beleg dafür verstanden werden, dass die Universität Basel und Schröer Sell Architekten von der Alltagstauglichkeit ihrer neuen Lernräume überzeugt sind, so, wie das bereits die Fachpresse zur Lernlandschaft in der Universitätsbibliothek resümierte: «Entstanden ist ein Projekt, bei dem nichts Überflüssiges gebaut wurde, das grosse Akzeptanz erfährt und die räumliche Schönheit des Bestands wieder zum Vorschein bringt.» (Hochparterre 8/2022)

Veränderte Nutzungsbedürfnisse werden dazu führen, dass die Universität ihren Campus auch künftig anpasst und entwickelt. Dabei lädt sie auch weiterhin, ganz ihrer Tradition verpflichtet und mit Wertschätzung ihrer Kontinuitäten, zu Innovation und Experiment ein – oder einfacher gesagt: zum Lernen.

Sabina Brandt
Bildungstechnologien im Vizerektorat Lehre der Universität Basel

Gerrit Sell
Schröer Sell Architekten

1. AUSGANGSPUNKT

Typisch für Basels universitäre Lernräume ist heute – trotz der Konzentration um den Petersplatz – die überwiegend kleinteilige Streuung der Standorte von Departementen, Fakultäten und Instituten.

INGSLAGE

1 Ausgangslage





TILO RICHTER

PLANETENSYSTEM MIT ZENTRALGESTIRN: DIE STADTRÄUMLICHE ENTWICKLUNG DER UNIVERSITÄT

Der Weg vom ersten Nukleus der Universität – dem Unteren Kollegium am Rheinsprung und dem Oberen Kollegium im ehemaligen Augustinerkloster an der Augustinergasse – auf das Westplateau um den Petersplatz war steinig und nahm seinen Anfang bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gründe für ihr Wachstum und die zunehmende Präsenz der Universität im Stadtbild waren zum einen die rasche und kontinuierlich steigende Zahl Studierender, zum anderen das mit den Jahrzehnten immer breiter werdende Angebot an Ausbildungsfächern.

1 Ausgangslage

Das im Jahr 1860 gefeierte 400-Jahr-Jubiläum der Gründung der Universität bietet Gelegenheit, über die stadträumliche (Unter)Präsenz der traditionsreichen Bildungseinrichtung nachzudenken. «In einer Periode bedeutender wissenschaftlich-technischer Entwicklung, steigender Frequenz und exponentiell wachsender Sammlungsbestände war die Universität noch immer auf das Untere Kollegium am Rheinsprung und auf das Museum an der Augustinergasse limitiert. Es mangelte an adäquaten Räumen (Auditorien, Seminaren, Lagerkapazitäten etc.) und moderner Infrastruktur (Laboratorien, Instrumentarien etc.)»¹ In der Folge kommt es zu mehreren Vorschlägen und konkreten Planungen, die wichtigste darunter 1883 unter Federführung von Heinrich Reese, der von 1875 bis 1894 als Kantonsbaumeister und anschliessend bis 1905 als Vorsteher des Baudepartements amtierte. Reese forciert den Neubau eines Kollegienhauses und weiterer universitärer Einrichtungen auf dem Westplateau und kann sich hier bereits in frühen Jahren einen ganzen Hochschulbezirk vorstellen.

2 Ansicht der alten Universität (Unteres Kollegium), Häuser am Rheinsprung und an der Augustinergasse, im Hintergrund das Münster, Blick rheinaufwärts. Stahlstich von Thomas Heawood nach einer Vorlage von Ludwig Rohbock, um 1850.



Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nimmt das neue Gesicht der Universität Basel Bau für Bau Gestalt an. 1874 übergibt sie ihr erstes naturwissenschaftliches Spezialgebäude seiner Bestimmung: das mit einer Sternwarte ausgestattete Bernoullianum. Erbaut hatte man diese «universitäre Anstalt für Physik, Chemie und Astronomie» nach Plänen von Johann Jakob Stehlin d.J. auf den Fundamenten des Wasenbollwerks, einem durch die Schleifung der Stadtmauer freigewordenen Bauplatz. Interessanterweise erfolgt der Impuls für dieses Bauprojekt aus einer privaten Initiative, auf dem Westplateau eine Sternwarte zu errichten; die Pläne für dieses Himmelsobservatorium liefert der vor allem durch seine Bahnhofsbauten hervorgetretene Architekt Ludwig Maring um 1863.

Der dem Bernoullianum benachbarte Neubau der Universitätsbibliothek, entworfen von Emanuel La Roche, öffnet 1886 seine Pforten. Damit steht erstmals ein eigens geschaffenes Magazin für den immensen Bücherbestand der Universität zur Verfügung, nachdem sich die Sammlung während Jahrhunderten an verschiedenen Standorten befand. Bereits ein Jahr zuvor konnte das von Paul Reber gestaltete Vesalianum feierlich eröffnet werden; es beherbergte die Pathologische Anstalt. Parallel entstand 1896 die nicht zur Universität gehörende Gewerbeschule mit dem Gewerbemuseum am Schnittpunkt von Petersgraben und Spalenvorstadt. 1898 folgte zwischen der neuen Bibliothek und dem Spalentor das Botanische Institut mit dem angegliederten Botanischen Garten samt Viktoriahaus. Die genannten Bauprojekte wurden auch durch die 1835, zwei Jahre nach der Kantonstrennung, gegründete Freiwillige Akademische Gesellschaft ermöglicht.

Konkrete Planungen für ein neues Kollegiengebäude als Ersatz für das förmlich aus allen Nähten platzende Untere Kollegium am Rheinsprung gehen auf das Jahr 1906 zurück, nachdem das Areal um den Petersplatz 1886 erneut in die hitzig geführten Standortdiskussionen eingebracht worden war. Doch auch zu dieser Zeit mahlen die städtischen und universitären Mühlen langsam, zudem fehlen in den Jahren des Ersten Weltkriegs die finanziellen Mittel, um grössere Bauvorhaben umzusetzen. Liberal-konservative Kräfte engagieren sich Ende der Zwanzigerjahre mit ihrem «Burgprojekt» für eine Konzentration der Unibauten auf dem Münsterhügel – unter Einbezug des bestehenden Unteren Kollegiums und des Weissen Hauses am Rheinsprung 18. Im gleichen Zuge hätte die neogotische Allgemeine Lesegesellschaft am Kleinen Münsterplatz einem Neubau für die Öffentliche Kunstsammlung weichen sollen. Nicht nur Ideen für die Expansion kommen damals auf den Tisch, sondern auch erste, teils opulente Spenden. Doch braucht es drei Architekturwettbewerbe (1915, 1931, 1933) und eine deutlich gewonnene Volksabstimmung im Jahr 1936, bevor der Neubau des Kollegienhauses nach Entwürfen des Salvisberg-Schülers Roland Rohn auf dem ehemaligen Zeughausareal errichtet und 1939 festlich eröffnet werden kann. Alfred Labhardt, der damalige Rektor der Universität, konstatiert: «Das Zeughaus, das Symbol der gewalttätigen Macht, ist der Universität, dem Symbol der geistigen Kräfte, gewichen.»² Wichtigste treibende Kraft jener Jahre ist Fritz Hauser, zwischen 1919 und 1941 Vorsteher des Erziehungsdepartements, der sich – wie der designierte Direktor Georg Schmidt für den ebenso lang diskutierten Bau eines Kunstmuseums – für den Uni-Neubau engagiert.³

1 Ausgangslage

Das nach jahrzehntelangem Ringen endlich errichtete Kollegiengebäude bildet fortan die Mitte des universitären Betriebs auf dem Westplateau. Rohns Gebäudeensemble gibt sich – einer Klosteranlage vergleichbar – zum Stadtraum hin weitgehend verschlossen, dafür nach innen offen und kommunikativ. Doch der einst von Reese avisierte ausgedehnte Hochschulbezirk kommt nicht mehr zustande.⁴ Die Universität setzt vielmehr auf Institute und Einrichtungen, die nahezu ausschliesslich in Grossbasel verteilt sind; einige von ihnen bilden inzwischen Cluster. Die Lehr- und Lernorte haben ihren Platz in historischen Gebäuden gefunden, etwa die Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft im Engelhof am Nadelberg (ab 1990), die Kunstgeschichte im Laurenzbau am St. Alban-Graben (ab 2002) und das Zentrum für Afrikastudien am Rheinsprung 21 (seit 2016), oder konnten eigens erbaute Gebäude in Besitz nehmen, so das Wirtschaftswissenschaftliche Zentrum im Rosshof am Petersplatz (Naef, Studer und Studer, 1988, seit 2010 Departement Altertumswissenschaften). Der naturwissenschaftliche Cluster im unteren St. Johann besteht aus der Physikalischen Anstalt – heute Departement Physik (Physikalisch-chemisches Institut, Klingelbergstrasse, Theodor Hünerwadel, 1926/1966), dem Institut für Organische Chemie – heute Teil des Departements Chemie (Julius Maurizio, St. Johannis-Ring, 1952) sowie dem heutigen Life-Sciences-Campus beim Schällemätteli (2021).

1 Sandra Fiechter, «Grünzone im Hochschulbezirk. Der Petersplatz auf dem Westplateau», in: Christoph Merian Stiftung (Hg.), Basel ungebaut, Basel 2022, S. 75.

2 Alfred Labhardt, Geschichte der Kollegiengebäude der Universität Basel 1460–1936, Festschrift, Basel 1939.

3 Vgl. dazu: Charles Stirnimann, Baumeister des Roten Basel. Fritz Hauser (1884–1941) in seiner Zeit, Basel 2021.

4 Reeses Szenario scheiterte aus verschiedenen Gründen, so etwa am Widerstand gegen den Abbruch des mittelalterlichen Kornhauses. Vgl. dazu: Sandra Fiechter, «Grünzone im Hochschulbezirk. Der Petersplatz und das Westplateau», in: Christoph Merian Stiftung (Hg.), Basel ungebaut, Basel 2022, S. 71–84.

5 <https://unigeschichte.unibas.ch/behausungen-und-orte> (Zugriff: 5. Februar 2022).

6 Zit. nach Georg Kreis, Orte des Wissens. Die Entwicklung der Universität Basel entlang ihrer Bauten. Beiträge zur Basler Geschichte, Basel 2010, S. 167.

Die Baugeschichte der Universität Basel und ihrer heute auf 83 Standorte verstreuten Fakultäten und Institute zeugt von einem Pragmatismus, der eine Erneuerung aus dem Bestand bevorzugt und dabei punktuelle Neubauten möglich macht. Noch 2010 konstatierte Georg Kreis: «Diese universitäre Raumgeschichte ist eine Geschichte räumlicher Ausdehnung, aber keine Fortschrittsgeschichte mit irgendeiner erkennbaren Linearität – sie präsentiert sich als eine Kette von Baustellen, Umzügen und ständig wechselnden Nutzungen von Gebäuden.»⁵ Baudirektor Max Wullschlegler sieht in den 1960er-Jahren in der «Verstrickung der Universitätsbauten mit der übrigen Stadt [...] eine Eigenart der Universität Basel».⁶ So wird zwar der Eingangstrakt der alten Bibliothek mit seiner markanten Kuppel abgerissen, aber das historische Magazin an der Bernoullistrasse bleibt erhalten. Der neue Kopfbau mit dem dahinterliegenden Lesesaal, von 1962 bis 1968 in zwei Etappen von Architekt Otto Senn und Ingenieur Heinz Hossdorf erbaut, schmiegt sich mit grosser Selbstverständlichkeit an das knapp 100 Jahre ältere Freihandmagazin von La Roche, wobei das dialogische und gleichberechtigte Nebeneinander im Inneren wie im Äusseren nicht retuschiert, sondern als architekturhistorisches Narrativ sogar betont wird.

Und so präsentiert sich auch die jüngste Phase der räumlichen Erneuerung der Universität als eine Mischung aus Neubauten – etwa dem im Herbst 2021 eröffneten neuen Biozentrum von Ilg Santer Architekten – und konzentrierter Adaption des Vorhandenen an neue Formen der Nutzung, an eine Inbesitznahme von bestehenden Räumen und eine gekonnte zeitgenössische Neuinterpretation zu Gunsten der Forschenden, Lehrenden und Studierenden. Prägendes Element der Universität im Basler Stadtgefüge bleibt ihre dezentrale bauliche Situierung in mehreren Clustern und verschiedenen Einzelstandorten. Dank des frühzeitigen und intensiven Einbezugs der späteren Nutzerinnen und Nutzer erleben die jüngsten für die Universität (um)gestalteten Räume eine breite Akzeptanz; die Studierenden haben sie sich zu eigen gemacht.

3 Plakat zur Abstimmung über den Neubau des Kollegiengebäudes am Petersplatz, Entwurf: K. Dietiker, Druck: Wassermann AG, Basel, 1936.

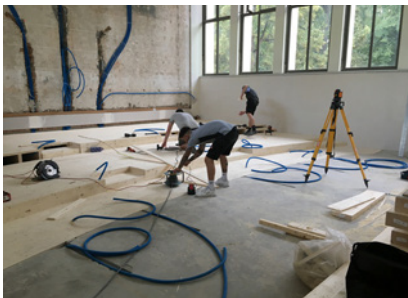
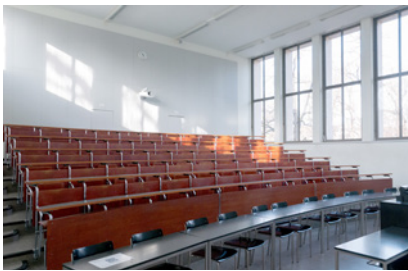


Schröder Sell Architekten

Ressourcen nutzen, Lernen verstehen, Räume formen

Als die Universität Basel im Jahr 2014 unser Büro anfragte, den Lernraum in der ehemaligen Kirche am Petersgraben aufzuwerten, gingen wir unvoreingenommen an die Aufgabenstellung heran. Wir hatten zuvor im Zuge der Sanierung eines Altstadthauses mit der Universität als Mietpartei zu tun gehabt und wussten bereits, dass das Thema der Zusammenarbeit ein wichtiger Bestandteil der Aufgabe sein würde. Wie viele weitere Kriterien für die erfolgreiche Planung einer breit akzeptierten Lernumgebung beachtet werden müssen und welche Tiefe diese Aufgabe erreicht hat, sehen wir nach weiteren Projekten, die wir mit der und für die Universität Basel realisieren durften: vom «Lernoullianum» über das «Verso» als studentischer Aufenthalts- und Veranstaltungsort, von den Seminarräumen im Kollegienhaus und zwei exemplarisch innovativ gestalteten Hörsälen im selben Gebäude bis zur Lernlandschaft in der Universitätsbibliothek.

In diesem komplexen Prozess geht es uns nicht nur um die quantitative Bereitstellung von Lernplätzen, sondern vor allem um die Entwicklung einer Lernumgebung auf dem Campus, die den heutigen didaktischen Ansprüchen an eine stimulierende Lernumgebung gerecht wird. Zugleich soll sie auf die individuellen Bedürfnisse der Nutzenden eingehen und sich nicht zuletzt auch in den historisch gewachsenen Kontext der bestehenden Universitätsbauten einfügen und auf das Bestehende reagieren.



Wir haben die Arbeit der letzten Jahre als spannenden Lernprozess erlebt. Insbesondere die verschiedenen Formen der Partizipation der Mitarbeitenden der Universität und der Studierenden, die die Räume künftig nutzen werden, haben uns neue Blickwinkel eröffnet. Ihre Beiträge bilden die Grundlage für die gemeinsam mit der Universität zu treffenden Entscheidungen. Wo braucht es Garderoben und Arbeitsplätze, wo Steckdosen, WLAN und eine Kaffeemaschine? Wer arbeitet wann in welchen Gruppen, «Lernfamilien» oder einzeln? Wo trifft man sich informell und wo zur intensiven Zusammenarbeit? Wo findet man Ruhe und Konzentration, wo den Platz für Begegnung und Austausch?

Die Antworten auf diese Fragen ergeben in der Zusammenschau ein klares Bild vom Lernen in unserer Zeit. So, wie die zunehmende Digitalisierung und Mobilität unsere Gesellschaft und damit auch die Bildungsinstitutionen verändert, nimmt auch das individuelle und gemeinschaftliche Lernen und Forschen neue Formen an. Die sich vor allem in den urbanen Zentren mehr und mehr etablierenden Co-Working-Spaces (in der freien Wirtschaft) belegen diesen Wandel: Informationen sollen heute nahezu überall verfügbar sein, ebenso die Möglichkeit, individuell und ungestört zu arbeiten, das Ganze idealerweise rund um die Uhr. Arbeitszeit und Freizeit verschränken sich immer stärker. Dieser clusterhafte Charakter spiegelt sich nicht zuletzt in Lernräumen, deren Struktur, Atmosphäre und Möblierung diesen Wechsel zwischen verschiedenen Nutzungen ermöglichen oder gar fördern soll.

Unter diesen Voraussetzungen zu bauen heisst, nicht «nach Lehrbuch» zu bauen, sondern offen und flexibel zu bleiben. Die in der Zusammenarbeit entstandenen Resultate sind das Ergebnis einer experimentellen Ideensuche, die sich erfreulicherweise nicht von vornherein quantitativen Vorgaben stellen musste. Dass unsere Partnerin bei diesen Aufgaben eine Bauherrschaft ist, die sich die Schaffung einer nachhaltigen Lernumgebung nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Ziel gesetzt hat und hierfür bereit ist, Neuland zu betreten und sich auf Experimente einzulassen, hat unsere Arbeit während Jahren beflügelt.

Wir haben die Herausforderung angenommen, bei aller Offenheit in Gestaltungsfragen präzise und aussagekräftig zu bleiben. Die Leitlinien unserer Arbeit bildeten sich auf mehreren dialogischen Ebenen: im Austausch mit der Auftraggeberin, im Gespräch mit den Nutzenden und ebenso in Bezug auf die historisch gewachsenen Gebäude und Interieurs.

Gerade der Austausch mit dem Ressort «Learning & Teaching» und der «AG Lernräume» zu aktuellen internationalen Projekten und Studien zum Thema Lernen war für die Diskussion und Entwicklung hilfreich und ergiebig. Die persönliche Auseinandersetzung, die in Form von Mitwirkungsprozessen auf allen Ebenen der Universität und mit unterschiedlichsten Teilnehmenden stattfand, hat dazu geführt, dass alle abgeschlossenen Projekte gewürdigt werden und eine breite Akzeptanz geniessen, was bei so vielen Beteiligten nicht selbstverständlich ist.

Bauen im Bestand erfordert immer eine geschärfte Wahrnehmung für das Objekt, einen sensiblen und respektvollen Umgang mit dem Vorhandenen und Offenheit für angemessene Veränderungen. Denn es genügt in den meisten Fällen nicht, nur Tische, Stühle und Oberflächen zu erneuern. So haben sich Aspekte der Akustik und der thermischen Behaglichkeit als ebenso entscheidend erwiesen, wie das «Lernoullianum» und das «Verso» belegen. Auch der Schein der «intakten» historischen Räume trägt: Mitunter sind massive bauliche Eingriffe nötig, etwa um den Brandschutz zu gewährleisten oder um Fluchtwege bereitzustellen, um Altlasten wie Asbest zu beseitigen oder um neue funktionale Anforderungen an die Lernräume von heute und morgen zu erfüllen. So wünschenswert viele Stromanschlüsse, neue Beleuchtungen und Audio-Video-Technik sind – die nötigen Wege für die voluminösen Trassen müssen zuerst gefunden werden. Im Dialog mit der Bauherrschaft entsteht deshalb schrittweise eine Art Leitfaden, der die künftigen Qualitäten des Hauses zusammenfasst und beschreibt, was das Haus in seinem nächsten Lebenszyklus leisten kann und soll.

In Abwägung ökonomischer und ökologischer, gestalterischer und ästhetischer oder auch denkmalpflegerischer Argumente entwickelt sich eine Folge von Entscheidungen, wie mit dem vorhandenen Baubestand umzugehen sei. Nur wenn die heutigen Eingriffe auf einer intensiven und durchaus interdisziplinären «Befragung» des Gebäudes fussen, können die Resultate einer Sanierung oder eines Umbaus der Qualität der ursprünglichen Architektur auf Augenhöhe begegnen.

Für uns als Fachleute für das Bauen im Bestand ist es eine grosse Freude, dass wir mit den vorliegenden Projekten auf dem historischen Campus zeigen können, dass es nicht zwingend Neubauten braucht, um ein zeitgemässes Lernumfeld zu schaffen. Bestehende Gebäude lassen sich gut für Anforderungen an neue Lernformen adaptieren. Dabei beginnen wir als Architektinnen und Architekten nie bei Null, wie bei Neubauten «auf der grünen Wiese». Und auch die Nutzenden haben zum Vorhandenen bereits eine emotionale Bindung, die Neugestaltung profitiert von einer etablierten selbstverständlichen Inbesitznahme der Räume. Gerade der ressourcenschonend genutzte historische Bestand bietet sich also an, um individuelle und vor allem identitätsstiftende Lernumgebungen zu schaffen, die nachhaltig in der Stadt und ihrer Kultur verankert sind.



Bei unseren Projekten für die Universität Basel sind schliesslich jene gestalterischen Eingriffe nicht zu vernachlässigen, die zu einer Demokratisierung der Räume geführt haben: Hierarchien und Privilegien manifestieren sich nicht oder kaum mehr in räumlichen Strukturen, unter anderem auch deshalb, weil verschiedene Gruppen von Nutzenden sich neu mischen und intensiver interagieren. Exemplarisch zeigt sich dies etwa an den Vortragssälen des Kollegienhauses am Petersplatz: Neu ist hier der quasi nahtlose Wechsel von Frontalunterricht zur Arbeit in Gruppen möglich. Damit kann das vorhandene Potenzial der Räume sehr viel besser ausgeschöpft werden, der Kreis der Nutzenden erweitert sich, wodurch den Gebäuden eine neue Wertschätzung entgegengebracht wird. Auf diese Weise bildet sich das Umdenken, die Transformation des Lernens unmittelbar in den Räumen ab.

4g-1 Vorlesungssaal Kollegienhaus, Bauverlauf.



2. KONZEPT

«Wenn dieser Raum je ein guter Lernort werden soll, musst Du ihn sprengen ...!»

PTION

SABINA BRANDT

Lernwanderungen auf dem Campus von morgen: Erfahrungen an der Universität Basel

«Wenn dieser Raum je ein guter Lernort werden soll, musst Du ihn sprengen ...!» Dieses verzweifelt-vernichtende Urteil eines Kollegen über einen Lernraum, das heutige Lernoullianum, stand am Anfang unseres gemeinsamen Weges zum «Campus von morgen». Der grosse Lernraum, aufgrund des enorm gestiegenen Bedarfs rasch in einer angemieteten ehemaligen Kirche mit Mobiliar aus Lagerbeständen eingerichtet, hatte eine extrem hallende Akustik: Jedes Papierrascheln, jedes Räuspern oder Flüstern, das Rollen mit den Stühlen, auch das Klappern auf einer Tastatur war im ganzen Raum auffällig hörbar und zog die Aufmerksamkeit auf sich. Der

Lernraum wurde deshalb – trotz grosser Raumnot – selten von mehr als zwei Studierenden gleichzeitig genutzt. Gegenseitige Störungen waren unvermeidlich. Schmale Tische standen in regelmässigen Reihen, der Steinboden wirkte kalt, insgesamt hatte der hohe, stark hallende Raum eine leblose Atmosphäre. Gruppenarbeit war nicht vorgesehen. Auch Umfeld-Angebote wie Kaffeautomaten, Ruhebereiche oder Schliessfächer fehlten völlig. Doch angesichts der geringen Nutzungszahlen wurde seitens der Universitätsleitung schon in Frage gestellt, ob der Lernraumbedarf wirklich gross sei.

Heute zählt das umgebaute «Lernoullianum», dessen Namen Studierende in Anlehnung an andere universitäre Gebäude wie das Bernoullianum und das Vesalianum gewählt haben, zu den beliebtesten Lernräumen der Universität. Im Gebäude ist Einzel- oder Gruppenarbeit möglich, einer der Gruppenräume ist reservierbar. Runde Schaumstoff-Scheiben hängen von der Decke, was einerseits eine «geborgene» Raum-Atmosphäre schafft gegenüber dem hohen Kirchenraum, und andererseits die Kirchen-Akustik, die auf gute Hörbarkeit einer einzelnen Stimme abzielt, stark dämmt. Es gibt eine Küche, Schliessfächer sowie eine Ruhezone vor einem abgetrennten Bereich für Gebet oder Meditation – der von Studierenden und Mitarbeitenden gewünschte «Raum der Stille» war ein erster Anlass für die akustische Sanierung, die dann auf das ganze Erdgeschoss und die Empore ausgeweitet wurde.

Als bisher einziges reines Lernraum-Gebäude der Universität Basel steht das Lernoullianum für sich, ohne Anbindung an eine Bibliothek oder einen Fachbereich. Der Zugang ist tagsüber und abends mit der Basler Studierenden-Karte möglich. Die grosszügigen Öffnungszeiten werden gemeinsam mit der Studierendenvertretung festgelegt und beziehen inzwischen auch das Wochenende mit ein. Die Belegung ändert sich je nach Tageszeit, Wochentag und je nachdem, ob Prüfungen bevorstehen – doch fast immer sind das Gebäude und vor allem der grosse Lernraum gut gefüllt.

Zentral für die Neugestaltung war, neben den innovativen Ideen für die Veränderung der Raumakustik, die Kommunikation mit den Nutzerinnen und Nutzern. Wie in solchen Projekten häufig zu erleben ist, gestaltete sich die Erhebung der Nutzerbedürfnisse sehr komplex. Häufig kann eine Befragung nur zeitweilige Bedürfnisse einer mehr oder weniger grossen Gruppe abbilden: angesichts der heterogenen Bedürfnisse und Vorlieben, individuellen Studienbedingungen, Arbeitsweisen und Lehrmethoden der verschiedenen Fächer einer Volluniversität, Anforderungen im Semesterverlauf zwischen interaktiv angelegten Elementen während des Semesters und der von jedem und jeder Einzelnen zu bestehenden Prüfung.

Zudem war hier explizit das Ziel, innovativ für die Zukunft zu bauen und nicht nur Gewohntes zu reproduzieren. «Wenn man Kinder auf dem Spielplatz fragt, was sie zum Spielen brauchen, antworten sie: Rutsche, Schaukel, Sandkasten – das, was sie kennen», formulierte ein Experte der Möbeldesign-Firma Vitra, Jürgen Dürrbaum, im Rahmen des Projekts ITS1 (vgl. Interview in Škerlak et al., 2014: 183–190) die Herausforderung an Raumgestalter:innen in der Zusammenarbeit mit Nutzer:innen. «Wichtig ist deshalb, zu fragen, welche Aktivitäten der Raum ermöglichen oder fördern soll: Was möchtet Ihr tun?»

In den Nutzer:innen-Workshops der Basler «Arbeitsgruppe Lernräume» zur Gestaltung der Lernumgebung auf dem Campus steht seither genau diese Frage im Mittelpunkt. Dieser Fokus ermöglicht auch Entscheidungen und Präzision innerhalb der oft gewünschten flexiblen Räume. Ein Raum, in dem das komplette Mobiliar auf Rollen steht und die Wände ver-

schiebbar sind, ist letztendlich nur für wenige Nutzungsszenarien wirklich gut geeignet – nicht nur, weil Faltwände in der Regel nicht schalldicht sind: Solch ein Raum überfordert die Nutzenden, da Affordanzen fehlen und zwischen den Nutzer:innen Aushandlungen erforderlich sind. Wichtig ist daher, in Szenarien zu denken – eher nur zwei oder maximal drei Aktivitäten in den Blick zu nehmen und den Raum «sprechen zu lassen». Olaf Eigenbrodt weist darauf auch mit Blick auf Bibliotheksräume und den steigenden Druck zur Multifunktionalität hin: «Es genügt [...] nicht, zur Lösung der sich daraus ergebenden Herausforderungen immer auf die größtmögliche Flexibilität zu verweisen, da dies am Ende eigentlich nichts aussagt und auch zu nichtssagenden Räumen führt» (Eigenbrodt, 2014: 31).

Treiber der Veränderung und Reaktionen durch die Campusgestaltung

Lehre und Lernen sind im Zuge der Bildungsreformen der letzten Jahrzehnte und zugleich im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen wie der Digitalen Transformation im Wandel. Der vielzitierte «Shift from Teaching to Learning» bedeutet einen Paradigmenwechsel: Die Lehre wird nicht länger vor allem von definierten Inhalten aus konzipiert, die vermittelt werden sollen, sondern auf die Kompetenzen hin ausgerichtet, die Studierende erwerben. Diese sollen sich nicht zuletzt «zu souveränen und aktiven Mitgliedern einer zunehmend digitalen Gesellschaft entwickeln können», um den Herausforderungen der Digitalen Transformation gewachsen zu sein (Digitalisierungsstrategie der Universität Basel, 2018).

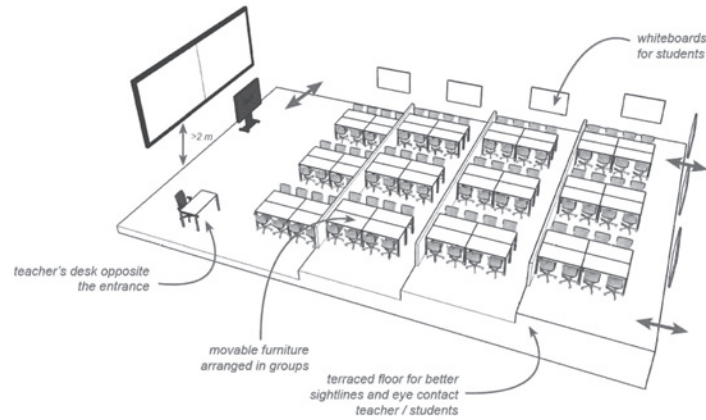
Mit dem Shift from Teaching to Learning veränderte sich auch die Rolle der Lehrenden: «Lernprozesse werden [...] zu Kommunikationsprozessen, die durch Vielfalt der Zugänge, Lernwege und Ergebniskonstruktionen geprägt sind» (Stang/Becker, 2020: 195). Entsprechend sind Dozierende neben der Vermittlung von Fachwissen immer stärker auch als Berater:innen und «Lotsen» auf diesen Lernwegen gefragt, die in der Gestaltung der Kommunikationsprozesse auch Feedback-Strukturen etablieren und das Peer Learning fördern.

Wie der Campus auf die neuen Anforderungen reagieren kann, lässt sich exemplarisch an einer veränderten Idee des Hörsaals aufzeigen. Der Stellenwert guter Vorlesungen steht dabei nicht in Frage, jedoch wird die Aufgabe der Verzahnung von Fachvortrag mit Diskussion, Transfer und eigener wissenschaftlicher Arbeit heute anders gelöst als früher. An die Stelle der klaren Trennung von Vorlesungsraum und «Kollegien» zur Zusammenarbeit (vgl. dazu den Artikel von Katja Ninnemann im vorliegenden Band, S. 40–45) tritt punktuell ein Raumgefüge, in dem in kürzerem Rhythmus beides möglich ist.

In Basel wurden dazu zwei Hörsäle nach Vorbildern aus Norwegen und Überlegungen aus den Niederlanden umgestaltet. An der NTNU Trondheim (Abb. 5) entstand solch ein Raum für Frontallehre und Gruppenarbeit auch aus dem Bedarf heraus, regelmässig grössere Gruppen weit entfernt wohnender Studierender in den Unterricht einzubinden – dies erklärt die umfassende technische Ausstattung auch für hybride Lehre lange vor der Corona-Pandemie.



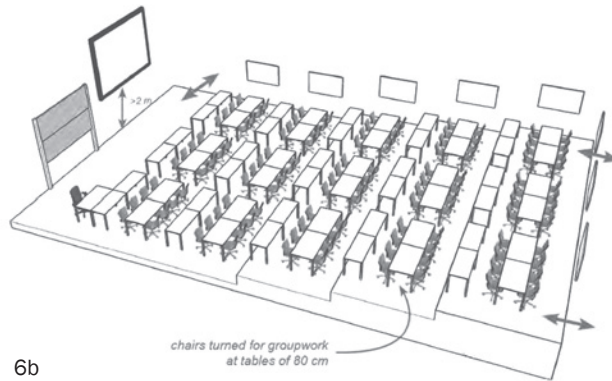
6a, 6b, 7:
 Skizze aus den «Cookbook Education Spaces» der Technischen Universität Delft.
 Variante der Anordnung von Gruppentischen im Hörsaal mit 180-Grad-Drehung.



6a

Beim Umbau wurden in diesem Raum die steil ansteigenden Sitzreihen durch drei grössere Stufen ersetzt, auf denen jeweils mehrere Gruppen arbeiten können. Zur Ergebnispräsentation kann auf der Doppelprojektion zum einen der Laptop-Monitor der Gruppe für alle sichtbar werden, zum anderen das Kamerabild der Gruppe.

An der holländischen TU Delft wurden in einem «Cookbook Education Spaces» (Van der Zanden et al., 2018) die Anforderungen an moderne Lernumgebungen schematisiert und auch auf Kombinationsmöglichkeiten der definierten Raumtypen bzw. Nutzungsformen hin geprüft. Die Idee des «Mixed Practice» zwischen frontaler Lehre und Gruppenarbeit war – neben dem Vorbild aus Trondheim – grundlegend für die Umgestaltung zweier Hörsäle in Basel.

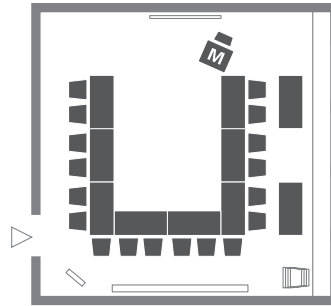


6b



8a-d:

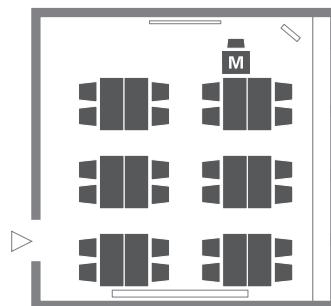
Grundanordnung des Mobiliars mit Variationen – in den Räumen angebracht als Vorschläge für die Nutzer:innen. Dazu jeweils eine exemplarische Umsetzung.



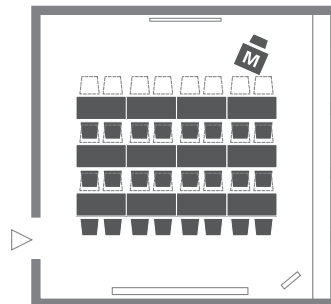
U-Form (18 Sitzplätze)



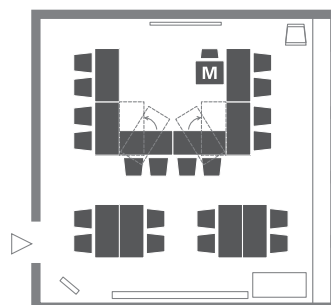
In den beiden Basler Hörsälen wurde im Rahmen eines Pilotprojekts die Variante 6b mit 180-Grad-Drehung umgesetzt (vgl. Fotos auf S. 52–57). Zudem konnten bei einer anstehenden Sanierung der AV-Medien auch die Seminarräume des zentralen Kollegienhauses an innovativere Lernformate angepasst werden. Sie unterstützen nun verschiedene Anordnungen des leichteren und dadurch flexibleren Mobiliars (vgl. Fotos auf S. 58f.) sowie die flexiblere Nutzung dreier Wände mit Kreidetafel, Projektionsfläche für Beamer und Visualizer und magnetischen Whiteboards. (Einen Überblick über die Forschung zu polyzentrischen «Active Learning Spaces» mit flexiblem Mobiliar und Unterstützung digitaler Medien geben Talbert und Mar-Avi, 2019).



Gruppen (24 Sitzplätze)



Frontal (24 Sitzplätze)



U-Form und Gruppen (20 Sitzplätze)



8a-d

Die Idee, verschiedene Nutzungsoptionen nicht nur additiv, sondern verschränkt und aufeinander bezogen zu realisieren, begleitet die Gestaltung von Lern-Orten generell, nicht zuletzt auch mit Blick auf die Nachhaltigkeit. Die Möglichkeiten, in Lehrräumen verschiedene Lernszenarien zu realisieren, können die Anzahl der «Breakout-Rooms» für Gruppenarbeit reduzieren. So lässt sich auch der Verlust von fast einem Drittel der Fläche wettmachen, der mit den dargestellten Umbauten einhergeht, da innovative Lernszenarien und die gewünschte Flexibilisierung mehr Platz benötigen als die Frontallehre. Hier decken sich die Basler Erfahrungen mit denen der Kolleg:innen aus Delft und Trondheim.

Zum Lernen unterwegs

Eine Figur, die uns in Basel in unserem Nachdenken über den «Campus von morgen» seit vielen Jahren begleitet, ist «der Lernwanderer» (und die Lernwandererin). Im Rahmen des Projekts «Auf dem Weg zum Campus von morgen» (vgl. Škerlak et al., 2014) sagte ein beteiligter Student von sich: «Ich bin ein Lernwanderer.» Diese Spezies ist «zum Lernen unterwegs»:

Lernwanderer:innen nehmen jeden Tag eine mehr oder minder durchgeplante Route auf dem Campus und halten sich an verschiedenen Orten auf. Es gibt Routinen, Fixpunkte wie Lehrveranstaltungen, Termine für Sport und Essen, ggf. mit anderen zusammen – dazwischen sind die Wanderer:innen jedoch flexibel, sie suchen sich jeweils den Ort, der gerade am besten zu ihren aktuellen und

individuellen Bedürfnissen passt (auch im Kontext von Freizeit, Nebenjobs oder z.B. Kinderbetreuung). Sie nutzen auch «Zwischenzeiten» etwa beim Pendeln oder zwischen Lehrveranstaltungen. Wenn es irgendwo nicht «stimmt», etwa zu voll ist, dann ziehen sie weiter. Typisch ist, dass Orte kaum angepasst werden, also Angebote zum flexiblen Einrichten kaum in Anspruch genommen werden – man findet einen Ort vor, der passt, oder man bewegt sich weiter zu einem geeigneteren. Darauf, dass bestimmte Orte eine spezifische Nutzung erlauben und dafür eingerichtet sind, möchten die Wanderer:innen sich gerne verlassen; das erklärt auch, warum Anpassungsangebote weniger beliebt sind und eher die Wanderung wieder aufgenommen wird, bevor Mobiliar verstellt, verrückt oder neu arrangiert wird. (Das unterscheidet die Lernwanderer:innen deutlich von Dozierenden, die Lernsettings für sich und ihre Klassen einrichten und dafür auch Zeit und Mühe aufwenden.)

Die weitgehende Flexibilität der Lernwanderer:innen wird vor allem durch digitale Medien ermöglicht, durch Lernplattformen, digitales Lehr-Lern-Material und verfügbare Infrastruktur an fast allen Orten auf dem Campus (und darüber hinaus). Zugleich verbringen Studierende heute auch wegen ihres dichten Stundenplans den Studienalltag vermehrt auf dem Campus und wechseln die physischen und virtuellen Orte zwischen Lehrveranstaltungen, Lernzeiten und «Leerzeiten» häufig. Die Lernwanderer:innen haben Gepäck dabei, und das möchten sie auch an gewissen Orten zurücklassen können sowie flexibel wieder abholen.

Eine Besonderheit ist auch, dass es bei der grossen Menge an Lernwanderer:innen immer wieder relativ schwer planbare und vorhersehbare «Hypes» um einzelne Orte gibt. Gerade bei Lernräumen sind immer wieder Trends zu beobachten – sodass dann einzelne Räume zeitweise deutlich stärker frequentiert werden als andere, und zwar nicht nur im Semesterzyklus, sondern in grösseren Zeiträumen.

Lernwander:innen suchen sich ihre Lernorte nach verschiedenen Kriterien aus und bewegen sich dabei, wie auch die Lernraumgestaltung selbst, in mehreren Spannungsfeldern (ausführlicher dargestellt in der Publikation von Škerlak et al. zum Projekt «Auf dem Weg zum Campus von morgen», vgl. v.a. Bachmann, 2014: 96–116).

1. «Anytime-Anywhere» versus «Home Base»

Dieses erste Spannungsfeld zeigt sich im Wunsch, jederzeit und überall lernen zu können, und zugleich auch Orte auf dem Campus zu haben, an denen man sich eine Weile niederlassen und einrichten kann und die Rückzug ermöglichen. Wichtig sind neben den verschiedenen Nutzungsweisen solcher Orte auch die simple Verfügbarkeit von Steckdosen und WLAN sowie Informationen möglichst in Echtzeit über die Auslastung und Verfügbarkeit von Räumen.

2. «Grenzen und Übergänge»

Die persönliche Lernumgebung von Studierenden, digital wie an Lernorten auf dem Campus, soll möglichst viel bieten, viele Bedürfnisse abdecken, zugleich aber einfach zu begreifen sein und Trennungen ermöglichen: z.B. zwischen Privatem und Studium oder zwischen individuellem Lernen und dem Lernen im Austausch mit Peers und Dozierenden. Oft sind «integrierte» Mischnutzungen (sei es virtuell oder physisch) gewünscht, manchmal auch explizit nicht – eine Gratwanderung mit vielen offenen Fragen, die in Projekten immer wieder neu verhandelt werden müssen: Wie flexibel oder spezifisch muss/darf ein Raum/Werkzeugsein (vgl. oben zum Thema Affordanzen)? Wie viel Offenheit in der Gestaltung und Nutzung ist sinnvoll, wie viel Flexibilität handhabbar?

3. «Serviceanspruch versus Eigenverantwortung»

In diesem dritten Spannungsfeld geht es um die Rolle, die Studierende an Universitäten spielen. Je nach Selbstverständnis der Studierenden und dem Verständnis verschiedener Akteur:innen an der Hochschule (von der Professorin bis zum Hauswart) können Studierende als «Kund:innen» Leistungen und Angebote erwarten, müssen sich in ein Regelwerk fügen (im Raum oft durch Verbotschilder kenntlich gemacht, aber auch implizit spürbar), haben als Angehörige

der Universität Spielräume (z.B. auch in selbstverwalteten Lernräumen) oder werden als Störfaktor wahrgenommen. Der Campus und seine Regeln und Freiräume haben einen grossen Einfluss darauf, ob Studierende ein Zugehörigkeitsgefühl zur wissenschaftlichen Gemeinschaft und zur Universität entwickeln.

4. «Fachkulturen versus Universitas»

Dass interdisziplinärer Diskurs angesichts komplexer Aufgaben wichtiger ist denn je, steht ausser Frage; ebenso wichtig bleibt jedoch eine Fundierung in einem Fachbereich (oder mehreren), sowohl für spezifische Expertise als auch zur Sozialisation im Fach und zur Entwicklung und Reflexion der je eigenen Perspektive. Gut zu beobachten ist das, wenn Studierende Aufenthalts- oder Lernräume am Fach selbst gestalten können.

5. «Individuell versus diskursiv»

Das fünfte Spannungsfeld begleitet Studierende sowohl im Laufe des Tages als auch im Semesterzyklus – z.B. mit diskursiveren Abschnitten im Laufe des Semesters und individuellem Lernen auf die Prüfungen hin. Die verschiedenen Zusammenarbeitsformen und nicht zuletzt ihre unterschiedlichen Lautstärkegrade müssen räumlich abgebildet und miteinander verzahnt oder koordiniert werden, etwa mit Reservierungsmöglichkeiten.

6. «Wohnstube versus Arbeitsplatz»

Im sechsten Spannungsfeld steht vor allem die Atmosphäre von Lernräumen im Fokus – irgendwo zwischen gemütlichem Wohnzimmer und nüchternem Arbeitsplatz. Hier geht es nicht zuletzt um (auch körperliches) Wohlfühlen in einem professionellen Rahmen. Nicht zu unterschätzen ist hier die zentrale Rolle der Verpflegung, gerade auch der Möglichkeit, Essen auf den Campus mitzubringen, dort aufzuwärmen und zu verzehren. Dieses Spannungsfeld, in dem Lernplätze als Lebensorte gestaltet werden, wurde während der Corona-Pandemie auch von der anderen Seite her deutlich: durch die Notwendigkeit, private Räume als Lernorte einzurichten.

Die Herausforderung besteht für die Planung darin, die genannten Spannungsfelder zusammenzudenken, statt sie als Entweder-Oder zu verstehen. Viele dieser vermeintlichen Zielkonflikte lassen sich z.B. zeitlich oder räumlich auflösen: Der Lehrraum kann ausserhalb der formalen Lehre Lernraum sein, statt leerzustehen, und was ein Gebäude nicht bietet, finden Lernwander:innen vielleicht nebenan. Die Berücksichtigung der genannten Spannungsfelder bei der Lehr- und Lernraumgestaltung erfordert insofern eine Gesamtplanung der Campusangebote mit Integration vieler Player:innen. (Zur Bedeutung der organisationalen Ebene bei der innovativen Lernraumgestaltung vgl. auch Ninnemann 2018: 80ff. und 201ff.)

Um die komplexen Wünsche und Bedürfnisse besser zu verstehen und zu vereinbaren und gemeinsam Erkenntnisse über den «Campus von morgen» zu gewinnen, wurde in Basel zunächst ein universitätsweites Projekt durchgeführt («ITSI – Auf dem Weg zum Campus von morgen»). So kamen Mitarbeitende, Studierende und Dozierende in zahlreichen Workshops über den Campus und unterschiedliche Raumtypen ins Gespräch und erarbeiteten Fragen und Thesen zur künftigen Entwicklung (vgl. Škerlak et al., 2014).

Im Anschluss daran wurde die «Arbeitsgruppe Lernräume» gegründet mit Vertreter:innen aus der Immobilienplanung, der Raumdisposition, dem Betrieb, aber auch der Bildungstechnologien und der Universitätsbibliothek sowie der Studierendenvertretung skuba. Diese Arbeitsgruppe konnte seither einige Pilotprojekte initiieren bzw. anstehende Projekte im Sinne neuer Lernraum-Prinzipien prägen – die Ergebnisse sind auf den Fotos im Beitrag «Laboratorium für das Lernen» (S. 84–97) zu sehen. In jedem der Projekte wurde die Verortung innerhalb der genannten Spannungsfelder thematisiert und eine jeweils passende Lösung gefunden.

Ein neuer Blick auf die Präsenz

In der Zeit der Corona-Pandemie wurden Online-Lehrangebote erweitert oder neu gestaltet und digitale Zusammenarbeitsformen mit Dozierenden sowie unter Kommiliton:innen etabliert. Die Lernumgebung der Studierenden wurde für längere Zeit in die Wohnumgebung integriert. Während der reinen Online-Monate wurden Austauschmöglichkeiten sehr vermisst und vielleicht die Vorteile der Präsenzzeit tiefer verstanden als je zuvor (vgl. Umfrage «Studieren in Coronazeiten», Basel 2021).

Inzwischen sind Lernräume wie das Lernoullianum wieder gut gefüllt, auf Wunsch der Studierenden sogar mit erweiterten Öffnungszeiten. Der Blick auf den Campus hat sich verändert: Für die Zukunft wünschen sich Studierende wie auch Lehrende, die wertvolle Präsenzzeit verstärkt zur Diskussion und Zusammenarbeit zu nutzen und zugleich neu entdeckte und weiterentwickelte digitale Angebote weiterhin einzusetzen, etwa mit dem Modell des «Flipped Classroom», bestehend aus digital bereitgestelltem Input sowie Austausch und Vertiefung in Präsenz. Der Weg zum Campus von morgen ist mit Blick auf diese Erfahrungen und die Digitale Transformation auch ein Weg zum «Besten aus zwei Welten».

Literatur

Bachmann, Gudrun: «Passt der traditionelle Campus zum Studieren von heute?» In: Škerlak, T. et al. (Hrsg.): Lernumgebungen an der Hochschule. Auf dem Weg zum Campus von morgen. Medien in der Wissenschaft, 66. Münster/New York: Waxmann (2014). <https://www.waxmann.com/?eID=texte&pdf=3056Volltext.pdf&typ=zusatztext> (Zugriff am 18.05.2022).

Digitalisierungsstrategie der Universität Basel. <https://www.unibas.ch/dam/jcr:2b17844d-68af-4269-9f48-6acfffc30af4/Digitalisierung%20in%20der%20Lehre%20Langversion.pdf> (Zugriff am 18.05.2022).

Eigenbrodt, Olaf: «Veränderte Konzepte und Funktionen: Ansätze einer neuen Typologie für Wissensräume.» In: ders. / Stang, Richard (Hrsg.): Formierungen von Wissensräumen. Optionen des Zugangs zu Information und Bildung. Berlin/Boston: De Gruyter Saur (2014). <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110305777/pdf> (Zugriff am 18.05.2022).

Ninnemann, Katja: Innovationsprozesse und Potentiale der Lernraumgestaltung an Hochschulen. Die Bedeutung des dritten Pädagogen bei der räumlichen Umsetzung des «Shift from Teaching to Learning». Münster: Waxmann (2018).

Škerlak, Tina / Kaufmann, Helen / Bachmann, Gudrun (Hrsg.): Lernumgebungen an der Hochschule. Auf dem Weg zum Campus von morgen. Medien in der Wissenschaft, 66. Münster/New York: Waxmann (2014). <https://www.waxmann.com/?eID=texte&pdf=3056Volltext.pdf&typ=zusatztext> (Zugriff am 18.05.2022).

Stang, Richard / Becker, Alexandra et al.: Herausforderung Lernwelt Hochschule. Perspektiven für eine zukünftige Gestaltung. In: dies. (Hrsg.): Lernwelt Hochschule: Dimensionen eines Bildungsbereichs im Umbruch. Berlin/Boston: De Gruyter Saur (2020). <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110591026/pdf> (Zugriff am 18.05.2022).

Talbert, Robert / Mar-Avi, Anat (2019): A space for learning: An analysis of research on active learning spaces. In: Heliyon, Volume 5/2019, Issue 12, e02967. <https://doi.org/10.1016/j.heliyon.2019.e02967> (Zugriff am 18.05.2022).

Umfrage der Universität Basel zum «Studieren in Corona-Zeiten». <https://www.unibas.ch/dam/jcr:4b116d35-a469-47d8-951e-109ef-4c4a048/Studieren%20in%20Coronazeiten%20-%20Umfrage%20-%20Ergebnisse%20und%20Perspektiven.pdf> (Zugriff am 18.05.2022).

Van der Zanden, Piet / Bogerd, Themara / Van Loon, Iris: Cookbook Education Spaces. Technische Universiteit Delft, Version 2.0/2018. https://homepage.tudelft.nl/9c41c/Cookbook_Education_Spaces_v2_0.pdf (Zugriff am 18.05.2022).

Sabina Brandt und Gerrit Sell

EIN HAUS FÜR STUDIERENDE: DAS BASLER «LERNOULLIANUM»

Aufgrund steigender Nachfrage nach Lernräumen wurde ein nicht mehr genutzter Kirchenraum aus den 1980er-Jahren angemietet und ab 2014 zu einem studentischen Arbeitsraum mit Einzel- und Gruppenarbeitsmöglichkeit, Ruhezone und Gebetsbereich umgebaut. Dazu wurde der Bedarf in mehreren Workshops mit Studierenden aller Fakultäten erhoben, die in alle Entscheidungen einbezogen wurden. Zudem wurde die Auswahl einzelner Möblierungselemente unter allen interessierten Nutzer:innen zur Diskussion gestellt. Die so entstandene Fokusgruppe begleitet bis heute mit wechselnden Studierenden- generationen Bau-, Entwicklungs- und IT-Projekte im Bereich der Lehre.

Ziel war, an diesem zentralen Ort ein weitgehend von Studierenden selbstverwaltetes Gebäude zur Verfügung zu stellen, in dem neben Lernräumen auch die Studierendenvertretung ihre Büros hat und zudem Gelegenheiten zur Selbstverpflegung in einer Küche, zur Entspannung in einer Ruhezone sowie zu Gebet und Meditation in einem «Ort der Stille» bestehen. Auf Wunsch der Studierenden wurden Schliessfächer bereitgestellt, um im Tagesverlauf wechselnde Materialien verwahren zu können. In einem Namenswettbewerb taufte die Studierenden das Gebäude baseltypisch «Lernoullianum», in Anlehnung an bestehende universitäre Gebäude wie das Bernoullianum oder Vesalianum.

Ein diametral gegensätzlicher Wandel der Akustik stand im Zentrum des Umbauprojekts des Kirchenraums: Wo zuvor eine einzelne Stimme im ganzen Raum gut hörbar sein musste, sollte künftig trotz vielen Nutzer:innen eine möglichst ruhige Arbeitsatmosphäre herrschen. Ein minimales Budget und ein kleines Zeitfenster setzten dem Projekt enge Grenzen. Mithilfe von abgehängten Akustikpaneelen konnte die Schallabsorption erhöht werden. Dieser objektive Akustikhimmel zonierte zugleich den Raum in verschiedene Bereiche: Arbeitsraum im Erdgeschoss, Ruhezone auf der Empore und Gebetsbereich im rückwärtigen Obergeschoss.

Der ursprüngliche Ausbau zeichnete sich durch eine komplexe Formensprache und Materialität aus. Der Umbau reduzierte diese zugunsten einer Betonung des Akustikhimmels: Dieser soll den Raum dominieren und zugleich harmonisieren, er soll zwischen den beiden Ebenen vermitteln. Die bestehenden Kronleuchter wichen einer in die Akustikdecke integrierten Allgemeinbeleuchtung. Auf der unteren Raumebene betonen Tischinseln für Einzel- und Gruppenarbeit die Horizontale. Größere Tischplatten liegen auf Gestellen, welche die Universität bereits zuvor nutzte; auch die Tischleuchten wurden wiederverwendet. An den Arbeitstischen bieten drei verschiedene Stuhlmodelle in mehreren Farbvarianten individuellen Sitzkomfort und setzen gestalterische

Akzente. Die Empore lädt mit der stark abgehängten Akustikdecke und den gepolsterten Stufen und Sitzsäcken zur Einzelarbeit oder zum Entspannen ein. Die Gebetszone lässt sich mit textilen Vorhängen in verschiedene Bereiche unterteilen.

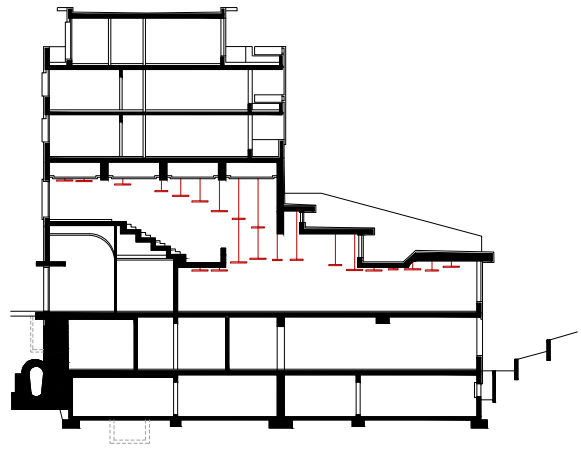
Im Untergeschoss wurde ein separater Raum für Gruppenarbeiten eingerichtet, da die Studierenden eine klare Trennung zwischen Bereichen zur Nutzung für eher stilles Lernen und solchen für Gruppenarbeiten wünschten. Dort sind auch die Büros der Studierendenvertretung, eine Tauschbibliothek sowie der Zugang zum Garten. Mittlerweile wird das Gebäude für sämtliche Nutzungsarten stark frequentiert.



9 Neupostolische Kirche, Teff Sarasin, Blick in den Kirchenraum vor dem Umbau.

10 rechte Seite: Umnutzung Kirchenraum zu Lernraum im Erdgeschoss.

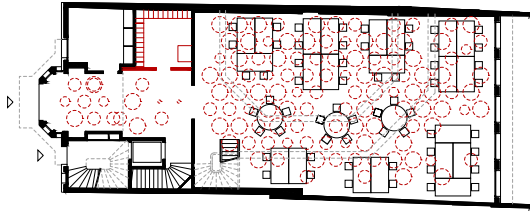




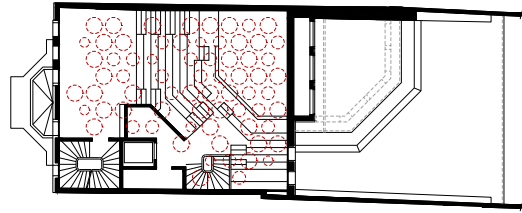
Schnitt

11-14 Umnutzung Kirchenraum zu Lernraum im Erdgeschoss und Ruhezone auf der Empore.





Erdgeschoss



1. Obergeschoss



3_ADAPTI

ION

SABINA BRANDT UND GERRIT SELL
IM GESPRÄCH MIT KATJA NINNEMANN, BERLIN

**«EIN ORT MUSS IMMER
EINE GANZ KLARE SPRACHE
SPRECHEN»**

PROF. DR. KATJA NINNEMANN LEHRT AN DER HOCHSCHULE FÜR TECHNIK UND WIRTSCHAFT BERLIN (HTW BERLIN) UND FORSCHT ZU GESTALTUNGSPRAKTIKEN UND GESTALTUNGSPROZESSEN HYBRIDER LERN- UND ARBEITSUMGEBUNGEN. DIE BASLER AG LERNRÄUME IST SCHON SEIT VIELEN JAHREN MIT IHR IM AUSTAUSCH.

Der Blick auf den Campus und seine Kontexte, vor allem aber auf Lernumgebungen, hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Welche Entwicklungen zeichnen sich aktuell ab?

Ich glaube, da müssen wir unterscheiden zwischen der Zeit vor und nach der Corona-Pandemie. So gibt es schon eine relativ lange Entwicklungsperiode vor Corona, was formelle und informelle Lernräume an Hochschulen angeht.

Erkenntnisse aus der Zeit vor der Pandemie waren zum einen, dass wir jederzeit und an jedem Ort lernen und arbeiten können. Und dass wir die Herausforderung zur Integration neuer Technologien annehmen müssen und dadurch Flexibilität in der Nutzung gewinnen können. Dabei müssen wir an Hochschulen den ganzen Campus in den Blick nehmen, aber auch das nähere Umfeld um einen Campus herum: Wir müssen die Tore öffnen und in der Stadt, mit der Stadt denken.

Neben der Stadt müssen wir aber auch andere räumliche Aspekte überdenken. Auf der Ebene der Gebäude geht es um das Ende der Monofunktionalität, im Sinne von «Hier wird gelernt, dort wird gelehrt, dort wird gearbeitet». Das verzahnt sich immer mehr miteinander, wovon Akteur:innen und Räume profitieren können.

So sehen wir auf der Ebene konkreter Lern- oder Lehrumgebungen, dass dort der Shift from Teaching to Learning zunehmend spürbar wird und dass wir ganz andere Settings haben. Es entwickeln sich tolle Raumkonfigurationen, wo der formelle Lernraum auch zum informellen Lernraum werden kann. Wenn die Lehrveranstaltung vorbei ist, kann ich auch im Lehrraum bleiben, wenn das

Mobiliar dies unterstützt und ich Zugang zu bestimmten Technologien habe. Das ist enorm spannend, da wir hier nicht nur Innovation in der Lehre neu denken, sondern auch die Mehrfachnutzung von Räumlichkeiten mitdenken, was für mich im Sinne der Nachhaltigkeit immer wichtiger wird.

Was ändert sich nach der Corona-Pandemie?

Jetzt wird es natürlich sehr spannend: Warum kommen wir eigentlich noch auf den Campus? Was bewegt Studierende und Lehrende, hier zu lernen und zu arbeiten? Es funktioniert doch eigentlich alles online ganz gut. Ich glaube, da gewinnen die Räume, die eine besondere Nutzungsqualität haben und Interaktionen ermöglichen. Wonach sehnen wir uns alle, wenn wir vor dem Rechner sitzen? Wir wollen den direkten Austausch mit anderen haben – und den haben wir nicht in einem frontalen Setting, wo einer vorne steht und Informationen vermittelt, sondern dort, wo wir miteinander reden können. Deswegen glaube ich, dass die Orte, die dies unterstützen, jetzt eine umso grössere Bedeutung haben – das gilt gerade auch für informelle Orte – Cafeterien, Bibliotheken, alle Orte, wo wir uns treffen und miteinander kommunizieren können.

Wenn diese Sachen fehlen, wird das schmerzlich vermisst von den Studierenden, aber auch den Lehrenden und Forschenden. Ich glaube, da muss die Anstrengung hingehen, diese Orte auf dem Campus anzubieten und zu aktivieren. Wir haben jetzt einen riesigen Sprung gemacht, was das Thema Technik oder Nutzung von virtuellen Räumen angeht – ich könnte mir vorstellen, dass

da künftig ein grosser Druck entsteht, viel speziellere, interaktive Orte auf dem Campus zu bieten, die Wertigkeit, Aufenthaltsqualität, Atmosphäre ausstrahlen.

Und wie schafft man einen solchen Ort mit besonderer Atmosphäre, der zu Aktivitäten einlädt und spezifische Anreize bietet – wie erreicht man das?

Es gibt ganz viele Definitionen und Vorstellungen von «Atmosphäre». Das ist ein Begriff, der zum einen sehr individuell geprägt ist, also «was gefällt uns». Aber ich glaube, es gibt einen Punkt, der die unterschiedlichen Anforderungen zusammenfasst: Das ist das Thema Identität und Identifikation mit einem Ort. Ich finde, ein Ort muss immer eine ganz klare Sprache sprechen. Das Schlimmste sind die Räume, die so multifunktional sind, dass sie gar keine Persönlichkeit mehr haben. Also ein Raum, der vielleicht vieles ermöglichen könnte, aber der dann am Schluss gar nichts mehr zulässt, weil gar keiner versteht, welche Nutzungen dort eigentlich intendiert sind. Ich glaube, Atmosphäre hat damit zu tun, ganz bewusst Signale zu senden und Symbole zu nutzen: Über die Ausstattung kann ich beispielsweise bestimmte soziale Interaktionen unterstützen. Und das muss auch erkannt werden, es muss transportiert werden. Das erreiche ich mit einer eindeutigen Aussage. Da sind wir auch schon beim Thema Flexibilität: Ich würde sagen, wir brauchen viele unterschiedliche Varianten von Räumen, um bestimmte Identitäten und damit unterschiedliche Handlungen unterstützen zu können. Wir als Nutzer:innen müssen aber flexibel werden, wir sind in Bewegung und suchen

uns passende Orte, und werden damit zu Lehr- und Lernwandernden. Der Raum ist m.E. mit dieser Vorstellung, dass er alles können soll, einfach überfordert. Es braucht eine Eindeutigkeit.

Dann finde ich noch einen weiteren Punkt sehr wichtig, nämlich die Wertigkeit. Es ist gut investiertes Geld, auch langfristig – das sind wir wieder beim Thema Nachhaltigkeit – Sachen richtig zu tun, also sich mit Materialien auseinandersetzen, mit Licht, mit Farbe, mit der Haptik, mit einer Gestaltungsweise, die nicht nur auf Kosten abzielt. Was ist wirtschaftlich? Wenn ein Raum gerne benutzt wird, wenn Leute kommen, wenn dieser Ort brummt, alle dort rein möchten. Das ist wirtschaftlicher, als wenn ich einen Ort habe, der vielleicht in der Realisierung sehr günstig war, aber nicht genutzt wird, weil er nicht anspricht, weil er grau und fad ist, weil er keine Atmosphäre hat, keine Persönlichkeit. Ich glaube, diese Wertigkeit ist das, was man vermitteln kann: Ihr seid es uns wert, wir freuen uns, wenn ihr auf den Campus kommt, wir haben hier etwas für euch vorbereitet. Das hat eine einladende Geste, eine Wertigkeit.

Wenn man mit Studierenden über Atmosphäre spricht, kommt man oft auf die Frage der Farbe. Studierende wünschen sich oft Umgebungen, die nicht steril wirken, «nicht schwarz, weiss und grau». Wir wollen allerdings auch keine quietschbunte Uni. Wie denken Sie über das Thema Farbe in Lernumgebungen?

Wir beobachten bei Studierenden: Dort, wo man sich wohlfühlt, lernt man auch gerne und das steigert die Lernmotivation und damit auch den Lernerfolg. Farbe hat ganz viel mit Behaglichkeit zu tun, sich wohlfühlen, sich zuhause fühlen. Diese reduzierten, kostenoptimierten, weiss gestrichenen Räume erfüllen dieses Kriterium nicht. Es können auch nicht Bonbonfarben sein, wir sind ja nicht im Kindergarten, sondern in der Erwachsenenbildung. Die Jugendlichen, die dort sind, möchten als Erwachsene wahrgenommen werden und nicht als Schüler:innen.

Aber Universitäten befinden sich oft in alten Gebäude, die unter Denkmalschutz stehen. Dort müssen aus Denkmalschutzgründen alte Farbmuster verwendet werden, oder können wiederentdeckt werden – und damit auch für neue Projekte übersetzt werden.

Genau das ist im Basler Kollegienhaus geschehen – die Wände haben den ursprünglich wärmeren Weissston zurückgehalten. Die Originalfarbe war nicht so «steril» wie bisher, das harte Weiss war das Ergebnis einer früheren Sanierung. Und zusammen mit den alten Farbmustern haben die Räume nun wieder eine persönlichere Atmosphäre erhalten.

**Wann ist ein Raum gelungen?
Und woran merkt man das?**

Das ist für mich bei der Evaluation immer die zentrale Frage. Wir können natürlich beobachten, wie stark ein Raum frequentiert wird, und abfragen, ob man sich dort wohlfühlt und dergleichen, also: passen Licht, Farben, Materialien? Und dann kommt ein anderer Punkt dazu, der über diese räumliche Stimmigkeit hinausgeht: Passt die Gestaltung auch zu den Handlungen, die dort vorgesehen sind oder die sich die Nutzer:innen erlauben? Das sind soziale Handlungsfaktoren, die ich anders erfragen muss. Also beim Lernraum zum Beispiel über die Lernmotivation mit den Faktoren Kompetenzerleben, soziale Eingebundenheit und Autonomie: Das kann ich messen. Wenn ich in einer Umgebung bin, die Dozierende und Studierende in ihren Handlungsmöglichkeiten einschränkt, hat das unmittelbar Auswirkungen auf die Lernmotivation. Das heisst, ich habe vielleicht den richtigen Ort gefunden, habe vielleicht einen in sich stimmigen Raum entworfen, aber das, was darin stattfinden kann, passt einfach nicht zum Alltag und den Bedürfnissen der Nutzer:innen.

Die Antwort auf die Frage wäre damit ein Dreiklang: der richtige Ort, eine atmosphärische Stimmigkeit und dann auch die Passung zu den Handlungen, die darin stattfinden sollen. Das sind drei Aspekte, die wir auch längerfristig immer wieder überprüfen müssen.

Wir sprechen ja gerne von der Figur des Lernwanderers, weil wir beobachten, dass Studierende – zumindest in Basel – eher den Ort wechseln, als die Flexibilität der Räume voll auszunutzen. Wie sind Ihre Beobachtungen: Werden in anderen Hochschulen Möbel umgestellt, der Raum ad hoc gestaltet?

Ganz wenig. Das, was man vorfindet, wird in dieser Form genutzt. Ich weiss nicht, ob unsere Studierenden das gelernt haben – vielleicht sind sie auch so sozialisiert in den Schulen, dass das, was da ist, nur genau so genutzt werden darf. Aber wir haben genau die gleiche Erfahrung gemacht, dass die Flexibilität der Ausstattung gar nicht umgesetzt wird. Zunächst wird das im Vorfeld bei Bedarfsabfragen als sehr wichtig benannt, aber dann werden z.B. höhenverstellbare Tische nie hochgestellt, obwohl wir überall Hinweisschilder angebracht haben, was man alles mit dem Mobiliar machen kann. Da geht es uns genauso, das ist kein Basler Phänomen. Ich glaube, es geht hier nicht um die Flexibilität, sondern dass man beim Eintreten die Funktion des Raums oder des Bereichs sofort erkennt. Wir brauchen diese Flexibilität gar nicht so stark, sondern eher die Vielfalt, dass ich dann überlege, wo ich hingehe.

Inwiefern ändert sich die Rolle der Studierenden auf dem Campus?

Momentan haben wir vielerorts noch die Vorstellung, das sind Gäste, die kommen, weil ich sie in die Lehrveranstaltung rufe. Sie kommen, sind dabei und dann wieder weg, und dann ist es «unser» Campus. Unsere Büros, unsere

Labore und unser Umfeld. Und ich glaube, – wenn wir den Shift from Teaching to Learning auf dem Campus umsetzen wollen – dann können die Studierenden nicht nur Gäste sein, sondern dann muss das auch ihr Zuhause sein, mit allen Vor- und Nachteilen. Das könnte auch bedeuten, dass ich mehr Fläche brauche, weil die Bedürfnisse grösser sind für Gruppenarbeiten unter Peers und so fort, aber ich sage, insofern das zum Lernerfolg beiträgt, dann ist es richtig investiertes Geld. Denn es geht ja darum, Lernprozesse zu unterstützen und nicht die Lehre zu optimieren. Also eigentlich müsste man die Perspektive wechseln.

Da stellt sich auch die grosse Frage, wie werden Räume jetzt gewichtet? Gibt es prozentuale Angaben, Erfahrungen, dass man sagt, man muss jetzt so und so viele fixe Arbeitsplätze bereitstellen, je nach dem, was das für ein Fachbereich ist. Kann man das schon sagen?

Das ist ein spannender Punkt: Hier sind wir bei Arbeitsumgebungen schon viel weiter mit den sogenannten «Activity-based Flexible Offices», wo wir je nach Arbeitsprozessen schauen, ob ich ruhige, offene, kollaborative oder soziale Räume brauche – so etwas gibt es noch nicht bei Lernumgebungen. Da sind wir im Vergleich zur Gestaltung von Arbeitskontexten viele Jahre zurück, obwohl wir eigentlich auch «Activity-based Learning Environments» bräuchten, weil wir verschiedenste Lernsituationen haben, gerade auch in den verschiedenen Fachbereichen. Aber das gibt es nicht. Wir haben immer noch den Standard-Seminarraum, Vorlesungsraum. Aber er müsste einfach noch vielfältiger werden.

Wie schätzt man ab, wie viele Plätze welcher Art oder auch nur wie viele Einzel-Plätze und wie viele Gruppen-Lernräume angeboten werden sollen? Zumal sich das im Semesterverlauf immer wieder ändert?

Ich glaube, wir sind noch bei solch geringen Mengen, dass alles, was wir anbieten, ohnehin viel zu wenig ist. Wir sind noch gar nicht an dem Punkt, wo wir sagen können, wir haben davon zu viel. Daher ist, glaube ich, erst mal jedes Angebot recht. Also wenn wir das Problem hätten, wären wir schon an einer ganz anderen Stelle.

Wichtig ist aber, dass ein Nachjustieren bei Neubauprojekten wie bei Veränderungen im Bestand möglich ist. Ich glaube, es braucht Ansprechpartner:innen während und auch nach dem Abschluss von Projekten – eine Vermittlerstelle zwischen den Nutzenden und denen, die dann umsetzen. In welcher Form auch immer – intern oder extern oder in der Kombination.

Wenn wir von der Planung dieser Räume sprechen, zeichnen sich jetzt drei Phasen ab: die Bedarfserhebung, die Planung und Realisierung und als Drittes diese Nachbearbeitung oder das Nachjustieren, bzw. auch eine Heranführung oder eine Begleitung der Nutzenden für diese Räume.

Ich bezeichne diese dritte Phase auch immer als Nachjustieren, denn es gibt ja zwei Wege: Ich kann versuchen, die Nutzer:innen zu überzeugen und ihnen aufzuzeigen, was in den Räumen möglich ist oder was die Intentionen waren. Aber vielleicht weckt das, was man theoretisch geplant hat, sogar mit Nutzer:innen zusammen, nach der Realisierung

doch andere Assoziationen und funktioniert nicht wie geplant – das ist einfach manchmal so.

Mein Wunsch wäre, dass bei Lernraumprojekten immer zehn bis zwanzig Prozent des Budgets noch zurückbehalten und nicht aufgebraucht würden, damit noch Geld da ist, um nachjustieren zu können. Denn wir lernen dort ja auch wieder und weiter. Und es wäre schade, wenn wir sagen, das funktioniert nicht, aber jetzt haben wir es, jetzt ist es so, jetzt müssen wir damit die nächsten Jahre leben. Manchmal bräuchte es vielleicht ein Lager, wo Sachen drin sind, wo ich mal ausprobieren kann – oder Modellräume, um mit verschiedenen Akteur:innen reinzugehen und die Wirkung schon mal zu erspüren. Ich kann es nicht nur auf dem Papier erklären. Auch nicht mit allem, was wir haben, mit 3D-Visualisierung, Virtual Reality usw. Letztendlich sind Orte, wenn die Pläne umgesetzt sind, immer noch etwas anderes, da hier verschiedenste Einflussfaktoren von außen und innen wirken. Und diese Nachjustierungs-Phase ist essenziell zur Aneignung der Räume durch die Nutzer:innen.

Was bedeutet es in diesem Sinne, nachhaltige Lernumgebungen zu schaffen?

Es geht eben nicht nur um eine effiziente Nutzung von Materialien oder alternativen Ressourcen, sondern auch um die Frage nach Suffizienz: Was brauchen wir eigentlich noch? Also wenn wir sagen, wir nutzen hybride Settings in der Lehre, dann heisst das nicht, dass alle Vorlesungsräume überflüssig sind, aber, dass man überlegt, kann man vielleicht auf etwas verzichten und das anderen Nutzungsarten zuführen, indem

man zum Beispiel einen offenen Arbeitsraum schafft. Wie in den Basler Pilot-Hörsälen, wo der Vorlesungsraum als solcher aufgebrochen und damit auch Gruppenarbeit ermöglicht wird. Wir müssen uns fragen, welche Orte wir intensiver nutzen und besser verknüpfen können. Eine dichte Stadt hat ja beispielsweise auch grosse Vorteile. Und das ist das, was es richtig spannend macht, wo Musik drin ist. Vom Planer bis zu derjenigen, die es betreiben muss. Das ist auch eine riesige Chance, Innovationen und Nachhaltigkeit zusammen zu denken.

«Was wir heute von gestern für morgen lernen können.»



15 Gründungsfeier der Universität im Basler Münster: Bischof Johann von Venningen ernannt am 4. April 1460 Georg von Andlau (links kniend) zum ersten Rektor und überreicht dem Bürgermeister Hans von Flachslanden die Stiftungsurkunde. Rektoratsmatrikel der Universität Basel, Band 1, 1460.

Zur Geschichte des universitären Handlungsraums und der Relevanz symbolischer Orte

Betrachtet man das Zusammenwirken der Akteur:innen, die zur Entstehung und Verbreitung der *universitas magistrorum et scholarium* geführt haben, so kann die Universität des Mittelalters als kollaborativer, interaktiver und kommunikativer Handlungsraum charakterisiert werden (vgl. Krüger et al., 2016; Ninnemann, 2018:23ff.). Dies begründet sich u.a. darauf, dass Universitäten zum einen lange Zeit über keine eigenen Gebäude verfügten und zum anderen keine eigene Bautypologie entwickelten, «obwohl im Mittelalter Bauten für festumrissene Aufgaben geschaffen worden sind [...] wie das Rathaus, das Kaufhaus, das Hospital und die Klöster» (Linde, 1969:25). Die Geschichte der europäischen Universität zeigt aber auch, dass die weltweite Verbreitung der Idee einer Wissensgemeinschaft in der Konfiguration eines durch Handlungen und Symbole gefestigten Sozialraums liegen muss (vgl. Dauss & Rehberg, 2009). So benötigen Kollaboration, Interaktion und Kommunikation als menschenzentrierte Faktoren spezifische Orte, um sich entfalten und wirken zu können, denn «Räumlichkeit ist eine Wesensbestimmung des menschlichen Daseins» (Bollnow, 2000:22). Die historische Entwicklung des universitären Handlungsraums und der damit einhergehenden bewussten Verortung von Lehr- und Lernprozessen demonstrieren eindrücklich, dass das Wissen um die Bedeutung symbolischer Orte nicht erst auf aktuellen Erkenntnissen der Neurowissenschaften basiert: «Die moderne Gedächtnisforschung zeigt, dass bei jedem Inhalt, der als solcher gelernt wird, auch mitgelernt wird, wer diesen Inhalt vermittelt (Quellengedächtnis) und wann und wo das Lernen (Orts- und Zeitgedächtnis) stattfindet» (Roth, 2003:27).

Im Zuge des disruptiven Innovationssprungs in der Covid-19-Pandemie zur Digitalisierung von Lehre und Studium zeichnet sich derzeit ein Diskurs ab, welcher die Veränderung hochschulischer Handlungsräume mit der (Weiter)Entwicklung hybrider Lehr- und Lernprozesse sowie die Reorganisation zur Verortung von Hochschulen mit der (Neu)Gestaltung hybrider Campusinfrastrukturen thematisiert (vgl. Ninnemann et al., 2020; Ninnemann, 2021, 2022a, 2022b). Mit der Rückkehr auf den Campus sind aber momentan mehr Fragen als Antworten zur Zukunft des Lernraums Hochschule erkennbar. Über die Einordnung bestehender Erkenntnisse zur Entstehung der europäischen Universität (Ninnemann, 2018) werden mit diesem Beitrag aktuelle Entwicklungen bei der Gestaltung hybrider Lernumgebungen verknüpft, um zukünftige Chancen und Herausforderungen zur symbolischen Verortung kollaborativer, interaktiver und kommunikativer Handlungsräume von Hochschulen diskutieren zu können.¹

1 Mit den Begriffen «hybride Handlungsräume» bzw. «hybride Lehr- und Lernprozesse» werden soziale Interaktionen subsumiert, die durch die Nutzung von Technologien in Bezug auf Zeit und Ort differenzierter gestaltbar sind. Das heißt, dass Lehr- und Lernhandlungen zur gleichen Zeit an unterschiedlichen Orten als synchrone Hybrid-Settings oder zu verschiedenen Zeiten am gleichen Ort bzw. zeitversetzt an unterschiedlichen Orten als asynchrone Hybrid-Settings geplant und durchgeführt werden können (vgl. Reinmann, 2021:4). Mit den vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten durch zeitliche und örtliche Entscheidungen bei didaktischen Settings können «hybride Campusinfrastrukturen» bzw. «hybride Lernumgebungen» konzeptioniert und realisiert werden. Dabei wird mit der Integration von Informations- und Kommunikationstechnologien bei Bauaufgaben eine nahtlose Verknüpfung von virtuellen und physischen Orten auf differenzierten Ebenen von Region, Stadt, Campus, Gebäude und Raum gewährleistet, sodass sich Online- und Offline-Welten zunehmend zu «Onlife Spaces» verschränken (vgl. Ninnemann, 2021:284).

1 Kollaborationsraum und Vernetzung

Der Beginn der Universitäten lag in dem gemeinsamen Streben zur Erweiterung von Wissenshorizonten im Mittelalter. Um 1200 schlossen sich Magister und Scholaren, zuerst in Bologna und Paris, zu einer sich selbst verwaltenden Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, der *universitas magistrorum et scholarium*, zusammen (vgl. Linde, 1969:25; Rückbrod, 1977:9f.; Rüegg, 1993:51). Gegründet in den «wirtschaftlich florierenden Städten – den Knotenpunkten von Handel und Verkehr» (Friese & Wagner, 1993:11) verfügten die Universitäten anfangs aufgrund fehlender Finanzen (vgl. Weber, 2002:21) und zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit gegenüber weltlichen und kirchlichen Machteinflüssen (vgl. Linde, 1969:25; Rückbrod, 1977:4, 33; Rüegg, 1993:51) nicht über eigene Gebäude und Orte. Ohne eigene Bauwerke war es für universitäre Lerngemeinschaft jedoch existenziell, das noch fragile universitäre Konstrukt durch eine gezielt handlungsorientierte und über symbolische Orte verankerte Raumkonstitution zu festigen. So wurden bereits bei den ersten Schritten zur räumlichen Organisation der neugegründeten Wissensgemeinschaft je nach Anlass unterschiedliche Orte ausgewählt, wie z.B. Privathäuser für Lehrveranstaltungen sowie kirchliche oder öffentliche Gebäude und Plätze für festliche Zeremonien (vgl. Linde, 1969:25; Rückbrod, 1977:34f.), um das Gedankengebilde der Universität zu verorten und über die Symbolik dieser Orte aufzuladen.

Mit dem Erblühen der starken Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden sowie der Vernetzung mit der städtischen Gesellschaft war der Lernraum Universität nach innen und nach außen als Kollaborationsraum ausgebildet. Nach innen bot er eine Art Schutzraum der Wissensgemeinschaft: «Im 12. Jahrhundert verkörperte dieser [Elfenbeinturm, Anm. d. Verf.] das Gehäuse, welches das Heil der Welt barg, nicht um es der Welt zu entziehen, sondern um es für das Wirken in der Welt reifen zu lassen» (Rüegg, 2010:33). Nach außen schufen die abendländischen Universitäten einen Freiraum für Wissen und Wissenschaft und «profitierten von den Formen der städtischen Autonomie und Freiheit» (Schäfers, 2010:44). Nicht ohne Grund teilten die Universitäten ihren Namen mit der Stadt, gleichwohl der Wohlstand und die wirtschaftliche Prosperität einer Stadt mit der Entstehung von Universitäten maßgeblich geprägt wurden (vgl. Linde, 1969:25; Rückbrod, 1977:37). Durch die Aneignung privater und öffentlicher Räume bestand eine enge Verbundenheit seitens der Stadt und ihrer Bürger:innen mit den Lehrenden und Lernenden, was den Zusammenhalt und die wachsende Bedeutung der *universitates* stützte.

Nicht nur der Blick in die Vergangenheit zeigt, dass Hochschulen über den erst viel später etablierten Ort des Universitäts-campus hinausgedacht werden können. So haben Fallstudien innovativer Projekte bereits vor der Covid-19-Pandemie gezeigt, dass Hochschulen nicht zwingend eigene bauliche Infrastrukturen benötigen. Dabei wird die Stadt zum Campus, in dem die Curricula in lokal organisierten Projekten und Organisationen eingebunden sind und Studierende gemeinsam an verschiedenen Orten während ihres Studiums leben und lernen (vgl. Institute of Design at Stanford, 2019:186ff.; Ninnemann, 2018:168ff.; Ninnemann & Jahnke, 2018). Dies impliziert ein neues Verständnis des Lernraums Hochschule als querliegende Lernarchitektur welches – mit der Vernetzung organisationsübergreifender sowie zeit- und ortsunabhängiger Lernraumangebote – als ein strategisches Handlungsfeld von Hochschulen bei der Digitalisierung von Lehre und Studium zu verstehen ist (vgl. Ninnemann, 2022a). Mit der bewussten Auswahl und Kombination von differenzierten Orten sowie der Zusammenführung physischer und virtueller Welten «bieten sich neuartige Freiräume für Lehr- und Lernprozesse sowie Chancen zur Kollaboration von Gesellschaft und Wissenschaft über die Aktivierung von öffentlichen, halböffentlichen sowie privaten Räumen» (Ninnemann, 2021:289).

2 Interaktionsraum und Autonomie

Die Verbindung von Lernen und Leben war ein prägendes und durch die Entstehung der Kollegien ein baulich bestimmendes Merkmal der europäischen Lernkultur im Mittelalter und der Neuzeit. In den mittelalterlichen Universitätsstädten wurden Kollegien aus sozialer Fürsorge von reichen Bürgern zur Unterkunft mittelloser Studenten eingerichtet. Anfangs konnten einzelne oder mehrere zusammenhängende Bürgerhäuser erworben und eingerichtet werden, welche die Stifter den neu gegründeten Universitäten übereigneten, die dadurch ab 1250 zu reichem baulichen Besitz kamen (vgl. Linde, 1969:27). Durch die wachsende Anzahl an Studenten und des damit einhergehenden Mehrbedarfs an Raum versuchte man, benachbarte Gebäude zu erwerben, um möglichst zusammenhängende Häusergruppen zu bewirtschaften. Ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden dann eigens konzipierte Neubauten im Schema von nach außen abgeschlossenen, klosterähnlichen Innenhofanlagen errichtet. Bei der Realisierung des weltbekannten Collegio di Spagna in Bologna um 1364 konnte, basierend auf über 150 Jahren Erfahrungen, ganz auf die Nutzerbedürfnisse mit einem eigenen, funktionalen Raumprogramm eingegangen werden (Rückbrod, 1977:61, 133).

In den Studentenunterkünften wurden zu dieser Zeit zunehmend eigene Lehrveranstaltungen durchgeführt, sodass bald keine Lehre mehr außerhalb der Kollegien stattfand und die Fakultäten «praktisch nur noch die Examina und die Verleihung der akademischen Grade [organisierten]» (Rüegg, 1993:199). So finden sich in den Neubauten der Kollegien dieser Zeit den Anforderungen entsprechend differenzierte Raumangebote mit «Kapelle, Versammlungs- und Lehrsälen, Refektorium, Bibliothek mit Archiv, Verwaltung, Studentenzimmer, Wohnung des Rektors und Wirtschaftsräume[n]» (Linde, 1969:28). Bei den Universitäten entstanden in jener Zeit auch hin und wieder Neubauten, meist Lehrsäal- und Aulagebäude, wie z.B. der Palazzo dell'Archiginnasio in Bologna um 1563 (Rückbrod, 1977:133; Linde, 1969:30). Diese waren aber nur ergänzende Bauten, die keinem eigenen universitären Bautypus entsprachen. Erst Ende des 16. Jahrhunderts sind Gesamtbauwerke wie die Kollegien für die Universitäten entstanden, wobei «konsequenterweise der Integration der Institution Kollegium in die Universität die Adaption des Bautyps durch die Universität gefolgt ist» (Rückbrod, 1977:133f.). Die für die Kollegien typische Verknüpfung von Leben und Lernen wurde von den Universitäten übernommen. «Kollegium und Universität waren nun Synonyme, auswechselbare Begriffe, die beide dasselbe bedeuteten. Eine Differenzierung setzte sich dahingehend durch, daß mit Universitäten die Einrichtung, die Lehranstalt, und mit Kollegium das Bauwerk bezeichnet wurde» (Rückbrod, 1977:136).

Mit der Integration von Informations- und Kommunikationstechnologien ist die Aktivierung des Lebensraums als Lernraum auch heute wieder zu beobachten (vgl. Ninnemann, 2018:182, 2021:287, 2022b:12) und wurde in der Covid-19-Pandemie als größtes Homeoffice-Experiment der Geschichte für Lehrende und Lernende umfassend erlebbar. Aktuelle Forschungserkenntnisse zur Nutzung von Orten bei zeit- und ortsunabhängigen Studienprogrammen zeigen, dass sich Studierende für sie passende Räume – jenseits institutioneller Bedingungen und Einflüsse – selbst organisieren. Die selbstbestimmte Auswahl und Aneignung von Lernorten erfolgt dabei entlang von Routen, als Ergebnis von individuellen Alltagshandlungen, und Routinen, als Ergebnis von präferierten Lernhandlungen (vgl. Ninnemann 2021, 2022a). Dies impliziert ein weiteres strategisches Handlungsfeld von Hochschulen bei der Digitalisierung von Lehre und Studium: Mit den Möglichkeiten zum Lernen anytime und anywhere und der Forderung zum lebenslangen Lernen (vgl. Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, 2019) gilt es, Anforderungen von Nutzer:innen und damit bestehende Lehr- und Lernraumangebote an Hochschulen zu hinterfragen und die eigenverantwortliche Auswahl von spezifischen und für Lehr- und Lernprozesse passenden Orten durch Dozierende und Studierende zu ermöglichen: «Um Digitalisierung in Studium und Lehre gemeinsam gestalten zu können, bedarf es eines erweiterten Aktionsradius und Kreises Beteiligter für innovative und nachhaltige Konzepte infrastruktureller Investitionsschwerpunkte im tertiären Bildungsbereich» (Ninnemann, 2021:296).

3 Kommunikationsraum und Vielfalt

Vor der Erfindung des Buchdrucks im Jahre 1450 durch Johannes Gutenberg konnte das gesammelte Wissen nur durch Vorlesen und Zuhören verbreitet werden, da das Anfertigen bzw. Kopieren von Büchern ein kostspieliges und zeitintensives Vorhaben war. So waren die Vorlesung und damit der Vorlesungsraum mit dem Artefakt des Katheders bereits in den Kollegien des 14. Jahrhunderts in den Lehrbetrieb integriert. Während der Hörsaal heute ein Markenzeichen der tertiären Bildungsinstitution ist, war die Vorlesung damals schon lediglich ein Puzzleteil eines gesamthaft praktizierten Methodenprogramms. Der Unterrichtsstoff wurde den Studenten in der scholastischen Trias von Vorlesung, Disputation und Repetition vermittelt, die eng aufeinander aufbauten (Linde, 1969:16; Rüegg, 1993:214). In den Vorlesungen wurden Texte vorgelesen und erläutert, um Informationen zu vermitteln. In Seminaren wurde das Wissen aus den Vorlesungen durch Übungen vertieft, wobei die nach scholastischer Methode durchgeführte Disputation, als Diskussion gegensätzlicher Thesen, einen großen Raum einnahm. In Repetitorien wurde der Vorlesungsstoff, meistens in den Kollegien unter Leitung eines Magisters oder älteren Studenten, wiederholt und das Argumentieren geübt (vgl. Linde, 1969:27; Rückbrod, 1977:18f.; Rüegg, 1993:214). «Diese Form des kollektiven intellektuellen Trainings war wohl der originellste Beitrag der mittelalterlichen Universität zum europäischen Bildungswesen» (Rüegg, 1993:214).

Durch die zunehmende Verbreitung und Zugänglichkeit der Bibliotheken entfiel die Funktion des Vorlesens bzw. Vortragens. Mit der Entwicklung des humanistischen Bildungsideals durch Humboldt Anfang des 19. Jahrhunderts stand die Vorlesung und damit auch die zunehmend exponierte Stellung der Magister in der Kritik. «Sie [die Professoren, Anm. d. Verf.] sollten die Studenten nicht mit ihrem überlegenen Wissen und Können erdrücken, sondern wissenschaftliche Persönlichkeitsbildung durch disziplinierten Erkenntnisgewinn vorleben und fördern» (Rüegg, 2010:33). Denn ursprünglich identifizierten sich die *universitas magistrorum et scholarium* als eine «Gruppe Gleichgesinnter, der Selbstdarstellung völlig fern lag» (Rückbrod, 1977:4).

Mit dem Shift from Teaching to Learning erleben wir seit Ende des 20. Jahrhunderts die «Veränderung der Lehrendenrolle weg von der Zentrierung auf Instruktion zum Arrangement von Lernumgebungen bzw. -situationen und Lernberatung» (Wildt, 2004:169). In diesem Zusammenhang entwickelten sich neue Raumkonfigurationen, welche das Miteinander und damit das kommunikative Handeln von Lehrenden und Lernenden in analogen und hybriden Settings unterstützen (vgl. Ninnemann 2018:32ff., 2022b). Als eine Folge der Covid-19-Pandemie ist derzeit jedoch die medientechnische Ausstattung von Lehrveranstaltungsräumen mit überwiegend frontaler, lehrendenzentrierter Ausstattung zu beobachten. Aufgrund dieser aktuellen Entwicklungen zeichnet sich die zunehmende Bedeutung der Lernraumorganisation (vgl. Ninnemann 2018, 2022c) als ein weiteres strategisches Handlungsfeld bei der Digitalisierung von Lehre und Studium ab, um die Vielzahl didaktischer Methoden durch eine größere Vielfalt und Ausdifferenzierung von Lernumgebungen abbilden zu können: «Dies erhöht den Druck auf Mehrfachnutzungskonzepte für bauliche Infrastrukturen und erfordert in der Folge eine komplexere Organisation von Raumbedarfen für ein erweitertes Repertoire an Nutzungen» (Ninnemann, 2022b:14).

Die baulichen Entwicklungsprozesse zeigen im Verlauf der Geschichte, dass sich der anfangs flexible Handlungsraum durch die zunehmende Bedeutung der Universitäten mehr und mehr in institutionalisierten Strukturen verfestigte. Mit der Inbesitznahme und Gestaltung von Universitätsorten und -gebäuden bzw. der Übernahme von Gebäudetypologien wurden die Machtverhältnisse sozialer Strukturen sowie die gesellschaftliche Stellung der Institution in die bauliche Umwelt eingeschrieben (vgl. Löw, 2001:163f.; Delitz, 2009:15). So wurden Wissenschaft und Gesellschaft mit der Adaption von Kloster-, Palast- und Verwaltungsbauten über die Symbolik dieser Orte eng miteinander verwoben (vgl. Friese & Wagner, 1993:95). Vor diesem Hintergrund können wir Fragen zur Zukunft des Lernraums Hochschule heute nur beantworten, wenn wir veränderte bzw. zu verändernde Erwartungen, Vorstellungen, Werte und Rollen sowie Aufgaben, Funktionen und Anforderungen hybrider Handlungsräume für Kollaboration, Interaktion und Kommunikation diskutieren, aushandeln und erproben. Im Ergebnis kann dann das Selbstverständnis von Hochschulen über dazu passende, symbolische Orte auf den verschiedenen Ebenen von Region, Stadt, Campus, Gebäude und Raum materialisiert und kommuniziert werden.

Literatur

- Bollnow, O. F. (2000). *Mensch und Raum*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dauss, M.; Rehberg, K.-S. (2009). Gebaute Raumsymbolik. Die «Architektur der Gesellschaft» aus Sicht der Institutionenanalyse. In: J. Fischer (Hrsg.), *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie* (S. 109–136). Sozialtheorie. Bielefeld: transcript.
- Delitz, H. (2009). *Architektur + Soziologie = Architektursoziologie*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), *Architektur der Gesellschaft, Aus Politik und Zeitgeschichte*, (25), (S. 11–16). Frankfurt.
- Friese, H.; Wagner, P. (1993). *Der Raum des Gelehrten. Eine Topographie akademischer Praxis*. Berlin: Edition Sigma.
- Institute of Design at Stanford (2019). *Uncharted Territory. A Guide to Reimagining Higher Education*. Stanford 2025. Stanford.
- Krüger, A.; Ninnemann, K.; Häcker, T. (2016). Containerraum der Lehre? Raum(be)deutungen im universitären Kontext. In: C. Berndt, C. Kalisch, A. Krüger, (Hrsg.), *Räume bilden. Pädagogische Perspektiven auf den Raum* (S. 129–146). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Linde, H. (1969). *Hochschulplanung. Beiträge zur Struktur- und Bauplanung. Band 1*. Düsseldorf: Werner.
- Löw, M. (2001). *Raumsoziologie. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1506*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ninnemann, K. (2018). Innovationsprozesse und Potentiale der Lernraumgestaltung an Hochschulen. Die Bedeutung des dritten Pädagogen bei der räumlichen Umsetzung des «Shift from Teaching to Learning». Münster: Waxmann.
- Ninnemann, K. (2021). *Online Learning Spaces. Handlungsperspektiven hybrider Lernumgebungen an Hochschulen*. In: Hochschulforum Digitalisierung (Hrsg.), *Digitalisierung in Studium und Lehre gemeinsam gestalten. Innovative Formate, Strategien und Netzwerke* (S. 283–299). Berlin: Springer VS.
- Ninnemann, K. (2022a – im Druck). *Online Learning Spaces. Zur Konzeption querliegender Lernarchitekturen bei der Digitalisierung von Lehren und Lernen an Hochschulen*. In: M. Haberer, D. Günther, J. Köhler (Hrsg.), *Sammelband Fachtagung (Selbst)Lernunterstützung an Hochschulen – wieso nochmal?*. Technische Universität Kaiserslautern. Online-Publikation TUK.
- Ninnemann, K. (2022b). *BACK ON CAMPUS. Eine Bestandsaufnahme der Aspekte Innovation und Nachhaltigkeit für Lernräume der Zukunft*. In: J. Weißenböck, W. Gruber, C. F. Freisleben-Teutscher (Hrsg.), *Lernräume der Zukunft an Hochschulen: physisch, hybrid und online* (S. 9–20). Tagungsband zum 10. Tag der Lehre an der Fachhochschule St. Pölten am 12.05.2022. St. Pölten.
- Ninnemann, K. (2022c). *Perspektive Lernraumorganisation. Herausforderungen und Chancen zur nachhaltigen Implementierung innovativer Hochschullehre*. In: N. Leben, K. Reinecke, U. Sonntag (Hrsg.), *Hochschullehre als Gemeinschaftsaufgabe. Akteur:innen und Fachkulturen in der lernenden Organisation* (S. 169–178). *Blickpunkt Hochschuldidaktik*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Ninnemann, K.; Jahnke, I. (2018). Den dritten Pädagogen neu denken. Wie CrossActionSpaces Perspektiven der Lernraumgestaltung verändern. In: B. Getto, P. Hintze, M. Kerres (Hrsg.), *Digitalisierung und Hochschulentwicklung* (S. 133–145). *Proceedings zur 26. Tagung der Gesellschaft für Medien in der Wissenschaft mit elearn.nrw*. Münster: Waxmann.
- Ninnemann, K.; Liedtke, B.; den Heijer, A.; Gothe, K.; Loidl-Reisch, C.; Nenonen, S.; Nestler, J.; Tieva, Ä.; Wallenborg, C. (2020). *Hybrid environments for universities. A shared commitment to campus innovation and sustainability*. Münster: Waxmann.
- Reinmann, G. (2021). *Hybride Lehre. Ein Begriff und seine Zukunft für Forschung und Praxis*. *Impact Free - Journal für freie Bildungswissenschaftler*, 35. Hamburg. Zugriff: https://gabinmann.de/wp-content/uploads/2021/01/Impact_Free_35.pdf [abgerufen am 02.05.2022].
- Roth, G. (2003). Warum sind Lehren und Lernen so schwierig? In: H. Siebert (Hrsg.), *Gehirn und Lernen* (S. 20–28). Deutsches Institut für Erwachsenenbildung. Hannover (REPORT – Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung, 26).
- Rückbrod, K. (1977). *Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Rüegg, W. (Hrsg.) (1993). *Geschichte der Universität in Europa. Mittelalter*. 4 Bände. München: C.H. Beck (1).
- Rüegg, W. (Hrsg.) (2010). *Geschichte der Universität in Europa. Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des 20. Jahrhundert*. 4 Bände. München: C.H. Beck (4).
- Schäfers, B. (2010). Die Universität als Lehrgemeinschaft. Soziologische Anmerkungen über ihren Wandel und ihre Architektur. In: K. G. Beuckers (Hrsg.), *Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe* (S. 41–56). Beiträge zur Tagung des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 5. bis 7. Juni 2009. Kiel: Ludwig (Kieler kunsthistorische Schriften, N.F. Bd. 11).
- Stiftungsverband für die Deutsche Wissenschaft (2019). *Hochschul-Bildungs-Report 2020. Für Morgen befähigen. Jahresbericht 2019*. Essen: Stiftungsverband für die Deutsche Wissenschaft.
- Weber, W. (2002). *Geschichte der europäischen Universität. Urban-Taschenbücher, Bd. 476*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wildt, J. (2004). «The Shift from Teaching to Learning». Thesen zum Wandel der Lernkultur in modularisierten Studienstrukturen. In: H. Ehlert, U. Welbers (Hrsg.), *Qualitätssicherung und Studienreform. Strategie- und Programmentwicklung für Fachbereiche und Hochschulen im Rahmen von Zielvereinbarungen am Beispiel der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf* (S. 168–178). Düsseldorf: Grupello.

4. KOLLEG

Der im Unterschied zu einem Schulhaus gewünschte «gehobene Charakter» sollte jedoch «keineswegs in monumentalen Mitteln der alten Schule bestehen, sondern in einer gewissen geistigen Freiheit und angemessenen Raumweite».

GIENTHAUS



16



17

DOROTHEE HUBER

Im Zentrum des Geschehens: das Kollegienhaus am Petersplatz

Das Kollegienhaus am Petersplatz nimmt sich mit Rücksicht auf die anderen, den Platz säumenden privaten und öffentlichen Bauten recht zurückhaltend aus: keine herausragende Stellung, kein Turm, kein prominentes Portal.



18



19



20



21

- 16 Erfrischungsraum an der Nordwestecke des Gartenhofs und Treppe, 1941.
- 17 Haupttreppenhaus mit Korridor Ostflügel, 1. Obergeschoss, 1941.
- 18 Eingangshalle mit Haupttreppe, 1941.
- 19 Eingang gegen den Spalengraben, 1941.
- 20 Gartenhof, Blick nach Norden gegen die Eingangshalle, 1941.
- 21 Aula, Blick nach Osten gegen den Gartenhof, 1941.

Im Unterschied etwa zu Zürich, wo Karl Moser die Universität an der Seite der ETH als Teil der Stadtkrone entworfen hat, schliesst das Basler Vorlesungsgebäude in aller Ruhe die südliche Platzfront mit seinem flach gedeckten, zweigeschossigen, vom gemessenen Takt der Öffnungen bestimmten Haupttrakt.¹

Nach dem 1915 abgebrochenen ersten Versuch schrieb die Stadt 1931 unter den in der Schweiz ansässigen Architekten einen neuen Wettbewerb für das Kollegienhaus aus. Die Jury (darunter als Architekten Paul Bonatz und Otto Rudolf Salvisberg) empfahl acht Projekte zur Weiterbearbeitung. Anlass zu Diskussionen gab – neben dem Abbruch des alten Zeughauses² – der angestrebte architektonische Charakter des Kollegienhauses. Der im Unterschied zu einem Schulhaus gewünschte «gehobene Charakter» sollte jedoch «keineswegs in monumentalen Mitteln der alten Schule bestehen, sondern in einer gewissen geistigen Freiheit und angemessenen Raumweite, die mit einfachen Baumitteln erreicht werden kann». Weiter regte die Jury an, «ein Bauwerk zu schaffen, das kein reiner Zweckbau ist, sondern die Bedeutung der Universität als erste Bildungsstätte zum Ausdruck bringt und zur Umgebung, soweit sie historisch wertvoll ist, in keinem störenden Widerspruch steht».³ Im zweiten (engeren) Wettbewerb wurde Roland Rohn der erste Preis zugesprochen, der das Kollegienhaus dann auch nach einigen Korrekturen 1937–1939 ausführte.⁴ Rohn (1905–1971) hatte nach dem Architekturstudium an der ETH bei Otto Rudolf Salvisberg in Berlin und Zürich gearbeitet und 1932 sein eigenes Büro in Zürich eröffnet. Als Einstieg in seine Laufbahn baute Rohn in Zürich zwei Schulhäuser, das «Buhnrain» (1933/1934) und das «Manegg» (1934/1935). Zu den Grundsätzen des Neuen Bauens wahrte er eine gewisse Distanz und suchte seine Vorstellung von Modernität aus einer Versachlichung traditioneller Motive zu entwickeln. Nach dem plötzlichen Tod Salvisbergs 1940 baute er in Basel für die Chemiefirma Hoffmann La Roche weiter am Werk seines Meisters.

Die Architektur des Kollegienhauses kann im Vergleich zu den Projekten der Vertreter des Neuen Bauens im Wettbewerb 1931/1932 (darunter Hermann Baur und Werner M. Moser) als mut-, vielleicht auch kraftlos beschrieben werden. Die Verkleidung der Fassaden mit Travertin, das über Sparren («à la Schmidthenner»)⁵ auskragende Dachgesims, die Säulenhalle vor dem Haupteingang und die warmtonige Ausstattung des Innern sind traditionelle Motive einer auf vornehme Wirkung ausgerichteten Architektur: «Republikanische Strenge und ein Hang zum Luxus, dem man das Luxuriöse nicht ansehen soll, gehen Hand in Hand.»⁶ Die Grundrisse dagegen sind durchaus funktional und ökonomisch ausgelegt. Der Haupttrakt am Petersplatz und der Nebentrakt am Petersgraben umschliessen mit der Aula als drittem Flügel im Westen und dem Vesalianum (1882/1883) den Gartenhof. Die Eingangshalle verbindet als Scharnier den städtischen Platz mit dem Garten und öffnet sich auf die breiten Korridore zu den Büro- und Arbeitsräumen im Erdgeschoss und über die weit ausschwingende Treppe ins Obergeschoss zu den vier kleinen und den acht grossen Hörsälen sowie den Seminarräumen im zweiten Obergeschoss des Traktes am Petersgraben. Mit der von aussen leicht zugänglichen Aula im Westen und dem auch eigens erschlossenen Hörsaal an der Südostecke verfügt das Kollegienhaus auch über geeignete Räume für öffentliche Vorträge. Als besonders glücklich erweist sich die zunächst als ungünstig wahrgenommene Ausrichtung der grossen Hörsäle nach Norden: Die über einer hohen Brüstung ansetzenden hohen Fenster öffnen sich in die Baumkronen der Linden auf dem Petersplatz, und in der Pause können Studierende im weiträumigen Korridor mit der unter den tief angesetzten Fenstern durchlaufenden Sitzbank den Blick nach Süden in den Gartenhof geniessen. Rohn selber betont in Zusammenhang mit den von ihm gewählten Materialien der «Tannenholzdecke, der Naturholztüren und -bänke, des Klinkerbodens mit Natursteineinfassung» den «wohnlichen Charakter», den insbesondere der breite Wandelgang annehmen sollte.⁷ Die feierlichen Räume der leitenden Gremien der Universität, das Regenz-, das Fakultäts- und das clubartige Dozentenzimmer über der Eingangshalle, lassen noch heute eine Ahnung aufkommen vom Stolz und der unumstösslichen Autorität der alten Universität.

Bis heute hat sich auch die Disposition der Anlage des Kollegienhauses in den grossen Zügen bewährt. 2001–2003 wurden die Räume einer umfassenden technischen Sanierung unterzogen (verantwortlich Peter Fierz). Die Öffnung von Wandpartien im Erdgeschoss, die teilweise Erneuerung des Mobiliars und die Einführung von hellen Farben sollten für eine Auffrischung der als verstaubt empfundenen Atmosphäre der Innenräume sorgen. Ungeachtet dieser eher atmosphärisch motivierten Veränderungen erweisen Hörsäle und Seminarräume in ihrer funktionalen Auslegung und in Verbindung mit den weiträumigen Hallen- und Korridorräumen ihre anhaltende Tauglichkeit im täglichen Gebrauch. Zunehmende Wertschätzung erfahren die Qualitäten des Gartenhofs. Der Garten als Ausweitung von Wohn- und Arbeitsräumen wurde – dies zeigen auch die beliebten Gartenbauausstellungen – seit den 1930er-Jahren vermehrt ein wichtiges Thema der Architektur.⁸



22 Haupteingang, links Petersgraben, rechts Petersplatz, 1941.

1 Dorothee Huber, *Das Kollegienhaus der Universität Basel*, Bern 1989, 2003 (2. überarbeitete Neuauflage), Hg. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte in Zusammenarbeit mit der Universität Basel (Reihe Schweizerische Kunstführer). - Dies., «Die Baugeschichte des Kollegienhauses von 1939», in: *50 Jahre Kollegienhaus der Universität Basel*, Basel 1991 (Basler Universitätsreden 85. Heft), S. 20–26. - Caroline Zumsteg, *Architektur zwischen Tradition und Moderne: öffentliche Architektur im Basel der Zwischenkriegszeit*, untersucht am Kunstmuseum und Kollegienhaus, Basel 1993 (Lizentiatsarbeit Universität Basel). - Georg Kreis, *Orte des Wissens, Die Entwicklung der Universität Basel entlang ihrer Bauten*, Basel 2010 (Beiträge zur Basler Geschichte), zum Kollegienhaus S. 91–100.

2 Uta Feldges, «Die schöne Stadt Basel war unser Ziel», *Zur Geschichte des Basler Heimatschutzes 1905–2005*, Hg. Heimatschutz Basel, Basel 2005. S. 6–67.

3 «Wettbewerb für den Neubau des Kollegienhauses der Universität Basel, Aus dem Bericht des Preisgerichtes», in: *Schweizerische Bauzeitung* 100 (1932), S. 78–81, 91–95.


4 Giovanni Menghini, «Roland Rohn», in: *Architektenlexikon der Schweiz*, 19. und 20. Jahrhundert, Hg. Isabelle Rucki und Dorothee Huber, Basel 1998. - Alois Diethelm, Roland Rohn 1905–1971, Zürich 2003 (Reihe Dokumente zur modernen Schweizer Architektur, gta ETH Zürich). - Thomas Freivogel, «Rohn, Roland», in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 02.12.2011. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027404/2011-12-02/>, konsultiert am 13.12.2021.

5 Zu den schärfsten Kritikern des Juryentscheides gehörte Georg Schmidt, vgl. -dt-, «Die Ergebnisse des zweiten Universitätswettbewerbs.», in: *National-Zeitung* Nr. 295, 29. Juni 1933; Paul Schmidhenner, als Architekt der nationalkonservative Kopf der Stuttgarter Schule, galt den Vertretern der Avantgarde des Neuen Bauens als Verräter an der Sache der Moderne. - Ein besonderes Anliegen war der Bau des Kunstmuseums ebenso wie derjenige des Kollegienhauses für Fritz Hauser, als Sozialdemokrat Vorsteher des Erziehungsdepartements von 1919 bis 1941. Der Zugang zur Bildenden Kunst und zur höheren Bildung sollte breiten Kreisen der Bevölkerung geebnet werden, vgl. Charles Stirnimann, *Baumeister des Roten Basel, Fritz Hauser (1884–1941) in seiner Zeit*, Basel 2021 (Beiträge zur Basler Geschichte), zum Kollegienhaus S. 242–247.

6 Stanislaus von Moos, «Die Entschärfung der modernen Architektur, das Kollegienhaus der Universität Basel im Kontext seiner Zeit», in: *50 Jahre Kollegienhaus der Universität Basel*, Basel 1991 (Basler Universitätsreden 85. Heft), S. 27–54 (Zitat S. 27).

7 Roland Rohn, «Das neue Kollegienhaus», in: Alfred Labhardt, *Geschichte der Kollegiengebäude der Universität Basel 1460–1936*, Basel 1939, S. 5 (Festschrift der Universität Basel zur Einweihung des neuen Kollegienhauses am 10. Juni 1939), Zitat S. 93–97 (Zitat S. 95).

8 Den Gartenhof des Kollegienhauses schufen Adolf Engler und E. Sutter, vgl. die Liste der am Bau beteiligten Firmen in: Alfred Labhardt, wie Anm. 7, S. 100–102.

A photograph of a modern lecture hall. In the foreground, several students are seated at long, dark blue desks with wooden tops. They are looking towards the front of the room. One student is using a laptop. In the background, a lecturer wearing a black sweater and a white cap is standing at a whiteboard, writing. The room has large windows with a view of trees. The text 'Räume für neue Lehr-/Lernformen: Modernisierung von Vorlesungssälen und Seminarräumen im Kollegienhaus' is overlaid on the bottom half of the image in large, white, bold font.

**Räume für neue
Lehr-/Lernformen:
Modernisierung
von Vorlesungssälen
und Seminarräumen
im Kollegienhaus**



online learning design

Umsetzung



Die sechs Bereiche der «Digital Literacies»



Im traditionsreichen Kollegienhaus wurden zwischen 2020 und 2021 alle historischen Unterrichts- und Präsentationsräume mit neuer Audio-/Videotechnik (AV) und den dazugehörigen Möbeln ausgestattet. Zudem wurden modellhaft Räume für neue Lehr-/Lernformen eingerichtet.



25 Wechsel von Frontal- zu Gruppensituation durch Umdrehen.

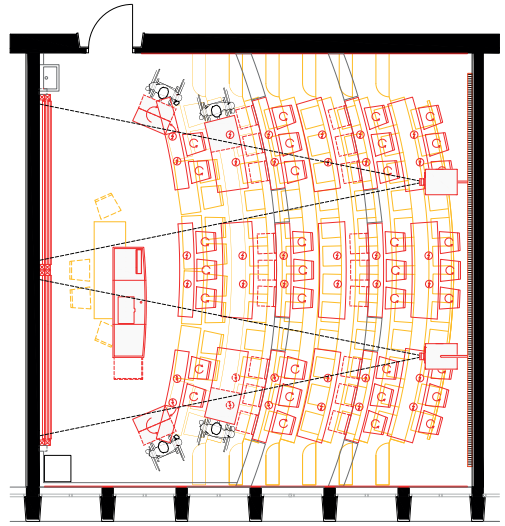
24 linke Seite: Vorlesungssaal mit Vortragssituation.

23 vorhergehende Doppelseite: Vorlesungssaal mit Kleingruppenarbeit.

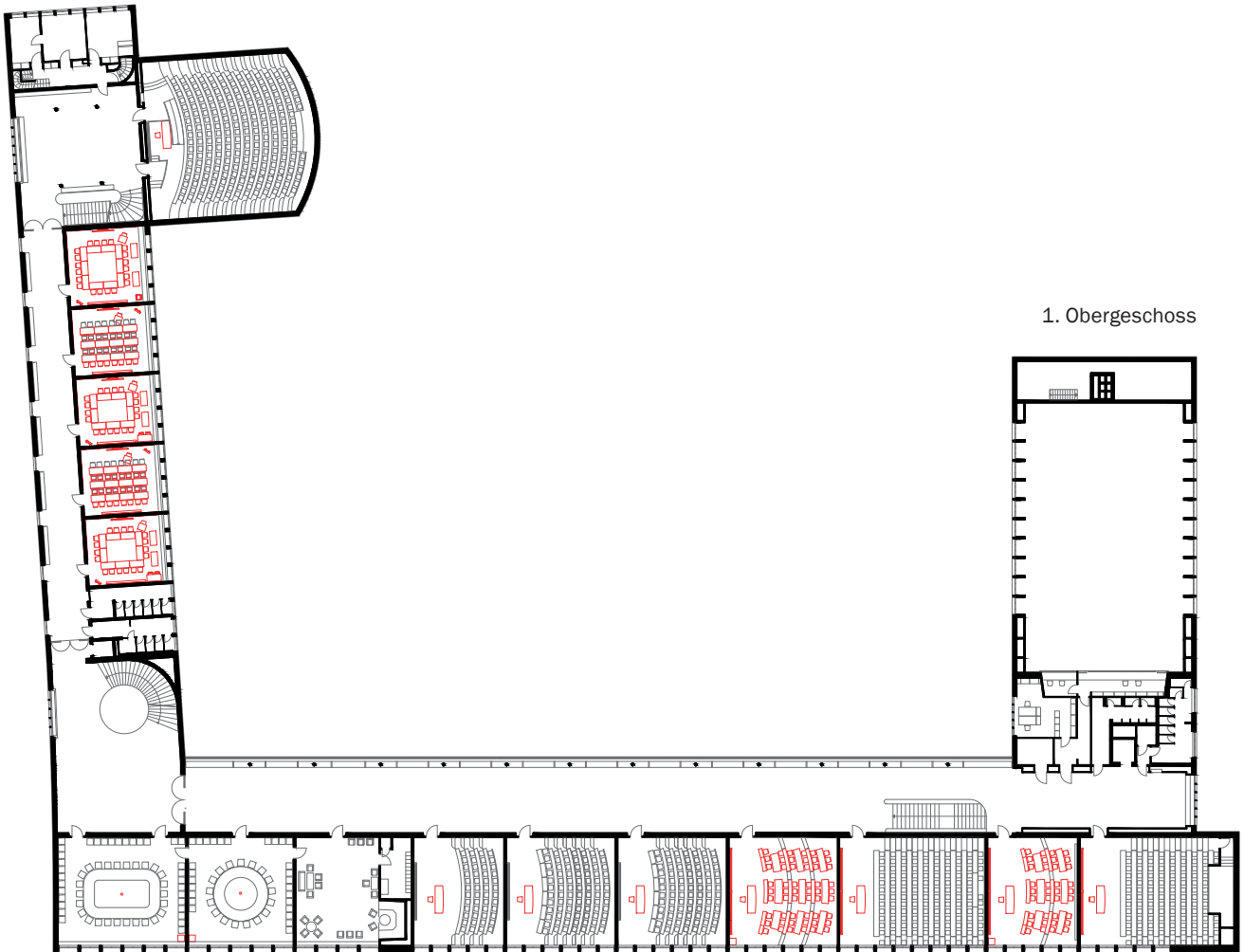
So wurden zwei Hörsäle, die auf klassischen Frontalunterricht ausgelegt waren, als Pilotprojekt für «Mixed-Practice» umgebaut: Diese Räume eignen sich nunmehr gleichermaßen für Vorträge wie auch für Gruppenarbeiten. Die Anforderungen wurden in Workshops mit Dozierenden und Studierenden erhoben, was Gelegenheit zur Diskussion über Lehrinnovation bot. An der Kopfwand befinden sich nun weiterhin zwei Wandtafeln und zwei Projektionsflächen, zusätzlich bieten jedoch die Seitenwände mit höhenverstellbaren Whiteboards die Möglichkeit zur Präsentation von Gruppenarbeitsergebnissen. Die früher steil ansteigende Bestuhlung wurde auf nur noch zwei bzw. drei Stufen zusammengefasst und es wurden abwechselnd schmale und breite Tischreihen integriert, um einen einfachen Wechsel zwischen frontalem Vortrag und Kleingruppenarbeit zu ermöglichen. Auf jeder Stufe können sich die Studierenden an einem breiteren Tisch in Kleingruppen zusammensetzen; die Unterbrechung der bislang durchgehenden Tischreihen durch Zwischenräume ermöglicht Dozierenden den Zugang zu den einzelnen Gruppen für individuelle Betreuung. Diese Zusatznutzung für Gruppenarbeiten erfordert zusätzliche Stromanschlüsse an allen Plätzen und erhöht zudem die Anforderungen an die Akustik der Räume deutlich.

Die Herausforderung bestand darin, den historischen Ausdruck der Räume beizubehalten, die bestehenden Möbel den neuen Lernformen anzupassen, Behindertengerechtigkeit zu gewährleisten und die Räume schall- und lichttechnisch auf den erforderlichen Stand zu bringen. Das historische Mobiliar von 1939 wurde hierfür rekonfiguriert und durch neue Elemente ergänzt. Alle Sitzplätze sind zudem elektrifiziert. Die Decke erhielt Akustiklamellen im Stil einer Rippendecke, zwischen denen die neue Beleuchtung integriert ist. Zudem wurde die Rückwand komplett mit Akustikplatten verkleidet. Als Referenz auf den Altbau sind diese Platten mit einer historischen Photographie von der Eröffnungsfeier im Jahre 1939 bedruckt.

Für alle Vorlesungssäle des Kollegienhauses wurde gemeinsam mit Dozierenden ein neues Pult entwickelt, welches sich in Form und Material am historischen Vorbild anlehnt. Das gesamte Möbel ist höhenverstellbar und kann flexibel als Schreibtisch, Stehpult, aber auch für Podiumsdiskussionen genutzt werden. Als Medienmöbel integriert es neben Server und AV-Technik auch ein Smart Podium und einen Visualizer.



Vorlesungssaal



1. Obergeschoss

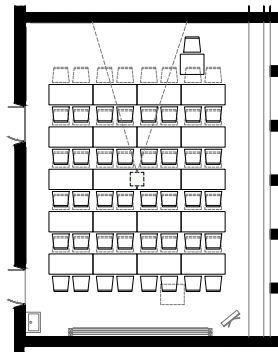


26 Vorlesungssaal vor dem Umbau.

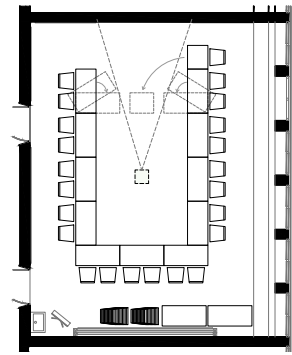
Auch die zwölf Seminarräume im Seitenflügel wurden komplett erneuert. AV-Technik und Beleuchtung sind ersetzt, die Decken mit Akustikpaneelen versehen, und die Wände konnten nach einer Farbuntersuchung wieder im originalen Farbton gestrichen werden. Auch die neuen Tische orientieren sich mit ihren Stahlröhren und den furnierten Tischplatten an der Bauzeit des Kollegienhauses, sind aber nun einfach zu rollen und zusammenzuklappen, um schnell auf verschiedene Unterrichtsformen reagieren zu können. In jedem Raum lassen sich alle Wände mit Tafel, Beamer und Whiteboards für Präsentationen nutzen. Auch für die Seminarräume wurde ein höhenverstellbares Pult entwickelt, welches auf kleinstem Raum AV-Technik wie auch Visualizer bündelt. Im Sinne innovativer Lehr-/Lernformen war hier das Ziel, mehr als nur eine Wand als «Front» zu gestalten, um wechselnde Lehr-Settings zu ermöglichen: Die Ausstattung der Wände mit unterschiedlichen Medien sowie flexibel nutzbares, leicht verschiebbares Mobiliar laden zum Wechsel zwischen Input, Gruppen- und Einzelarbeit ein und erleichtern die Nutzung des Lernorts mit unterschiedlichem Material und in unterschiedlichen Konstellationen. Visualisierungen möglicher Unterrichtsssettings im Raum wurden angebracht; sie veranschaulichen die Einrichtungsoptionen und erleichtern eine flexible Anpassung entsprechend den individuellen Anforderungen.

27 Auslegung für «Mixed-Practice» nach dem Umbau.





Layout 1
Frontal zu Tafel
Max. Platzanzahl 40

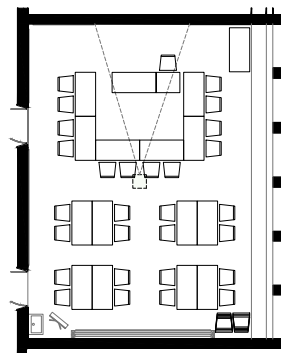


Layout 2
U-Form zu Projektion
Max. Platzanzahl 22 (24)

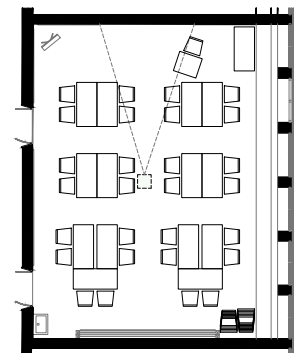


28 Layout 1.
29 Layout 2.





Layout 3
U-Form mit Gruppen
Max. Platzanzahl 28



Layout 4
Gruppen
Max. Platzanzahl 28



30 Layout 3.
31 Layout 4.



TAG UND NACHT: DAS «VERSO» ALS AUFENTHALTS- UND VERANSTALTUNGSRAUM

Sabina Brandt und Gerrit Sell



Das neu gestaltete Kulturlokal «Verso» der Studierendenvertretung der Universität Basel (skuba) befindet sich im Untergeschoss des 1939 von Roland Rohn erbauten und unter Denkmalschutz stehenden Kollegienhauses am Basler Petersplatz. Bisher wurde es von den Studierenden (unter dem Namen «skuBar») für einen wöchentlichen Abendanlass genutzt. Die ursprüngliche Raumstruktur war über die Jahre mehrfach verändert worden, die Räume waren dunkel und für eine vielfältige Nutzung unattraktiv. Die Aufgabe bestand darin, das Lokal zu renovieren, wieder zum Tageslicht zu öffnen und einen Ort zu schaffen, an dem tagsüber wie auch abends vielfältige studentische Anlässe für bis zu 200 Personen stattfinden können. Die Planung erfolgte im Austausch mit den Studierenden. Herausfordernd waren das eng bemessene Budget und die kurze Zeitspanne, die für den Umbau zur Verfügung standen.



4 Kollegienhaus



32 vorhergehende Doppelseite:
Zentraler Multifunktionsraum mit Bühne.

33-34
Studentisches Nachtleben im «Verso».



35 Abtrennung der Bar ermöglicht flexible Nutzung.

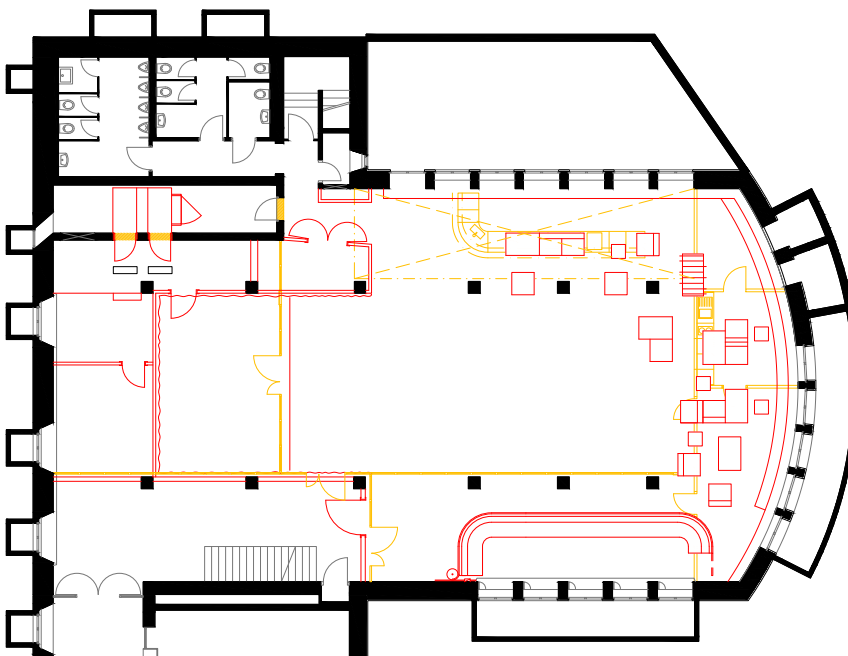


Die im Untergeschoss des Kollegienhauses liegenden Räume grenzen zum Petersgraben hin ans Erdreich. Im rückwärtigen Bereich schaffen ein abgesenkter Innenhof und zwei grosse Lichtschächte Verbindungen nach aussen. Um den Veranstaltungsraum an drei Seiten zum Licht zu öffnen, wurden die Bühne, die Backstage-Zone und die Nebenräume auf die Seite zum Petersgraben hin verlegt. Diese Räumlichkeiten bilden nun mit den bestehenden WC-Anlagen und den beiden Eingängen samt neuer Garderobe die Rückwand des vergrösserten Hauptraums. Der Hauptraum gliedert sich in helle und dunkle Zonen. Tagsüber lädt die aussenliegende helle Lounge mit ihren Polstermöbeln zum Entspannen, Lesen oder Arbeiten ein, der innere dunkle Bereich tritt dann in den Hintergrund. Die raumhohen Leuchten an den Stützen sind in ihrer Form

den Fensterlaibungen nachempfunden und unterstützen das einfallende Tageslicht. Abends lässt sich ihr Licht stark dimmen, sodass hier eine Club-Atmosphäre entsteht. Die mit Strahlern inszenierte «black box» wird zum Augenmerk. Für Party-Anlässe sind eine Disco-Beleuchtung mit Laser und eine Nebelmaschine vorhanden. Die zentrale «black box» in mattem Schwarz mitsamt ihrer technischen Ausstattung ist über Kabeltrassen erschlossen und von den Technikräumen im Backstage-Bereich aus steuerbar, sodass flexibel auf unterschiedliche Anforderungen reagiert werden kann. Der Einbau der Lüftung war vom Arbeitsumfang – und damit auch die Kosten betreffend – der umfangreichste Teil des Projekts. Ziel war es, den Raum flexibel für bis zu 200 Personen und möglichst ohne Lärmbelastung nach aussen nutzen zu können.

Die ganze äussere Raumschicht mit Lounge und Bar ist in einem Goldton gestrichen. Die Farbe vereinheitlicht alte und neue Putzarbeiten auf Wänden und Decken und reflektiert das Licht. Lichtreflexionen gibt es auch an der Einhausung der Bar: Hier kam ein feingliedriger Vorhang aus Metallgewebe zum Einsatz, der in geschlossenem Zustand Durchblicke gewährt, während des Barbetriebs aber eingerollt werden kann. Die originalen Holzfussböden konnten überall erhalten und aufgearbeitet werden. In den beiden Erschliessungstreppehäusern zitiert das Gold an Wänden und Decken die Farbigkeit des Veranstaltungsraums.

Verschiedenfarbige Stoffesseln und robuste, flexibel nutzbare Beistellmöbel prägen die äussere Raumzone, Würfel aus Inox-Stahlblech bringen Lichtreflexionen und Spiegelungen. Ein entlang der Fassade fest eingebautes Möbel kann sowohl als Sitzbank als auch als Bartresen genutzt werden. Die Barverkleidung aus Phenol-Harzplatten nimmt die Materialität von Sitzbank und Beistellmöbeln auf. An der Barfront, die von den Studierenden mitentworfen wurde, sind Zitate von Persönlichkeiten eingegrast und hinterleuchtet, die zur Universität Basel eine besondere Verbindung haben.



Grundriss 1. Untergeschoss

5. UNIVERSITÄTS- BIBLIOTHEK

Bibliotheken sind vermutlich die Orte,
die sich in den letzten Jahren
am meisten neu erfunden haben oder
noch neu erfinden.

RSITÄTS- EK

NUR UNIVERSITÄT

Mit dem Bau der Universitätsbibliothek (UB) entstand 1894–1897 am nordwestlichen Rand des Universitätsbezirks in Verbindung mit dem 1874 eröffneten Bernoullianum ein kraftvoller Auftakt zum Ensemble der universitären Bauten rund um den Petersplatz.¹ Die beiden Kuppeln – beim Astronomischen Institut über dem Observatorium, bei der Universitätsbibliothek über dem Lesesaal – bezeichnen den öffentlichen Charakter der beiden Häuser: Der Hörsaal für populäre Vorträge im Bernoullianum und das Angebot der UB richten sich auch an ein breites, ausseruniversitäres Publikum. Den öffentlichen Charakter stärkt auch der 1897 an die Stelle des aufgehobenen Spalengottesackers verlegte Botanische Garten, der den Arbeitsplätzen im Zentralraum des Lesesaals der UB den Ausblick ins Grüne bietet.

Den 1893 nach einem unbefriedigend ausgefallenen Wettbewerb ergangenen direkten Auftrag an den Architekten Emanuel La Roche (1863–1922)² kommentierten die Kollegen mit Murren. Doch erwiesen sich die in den spitzen Winkel von Schönbein- und Bernoullistrasse gesetzten, in einem runden Kopfbau verbundenen zwei Flügel mit Magazin und Verwaltung als taugliche Disposition – auch für die Erneuerung der Bibliothek 1962–1968. Der von La Roche favorisierte Neubarock süddeutscher Prägung schien der Würde der Institution angemessen; auch Jacob

Burckhardt soll sich lobend über die Stilwahl geäussert haben.³ Nachdem der Magazintrakt an der Bernoullistrasse 1912–1913 in der gleichen Art von drei auf fünf Blockeinheiten erweitert worden war, vermochten die Magazine schon in den 1930er-Jahren die rasch angestiegenen Bestände nicht mehr zu fassen; damals besuchten rund 224 Nutzer:innen jeden Tag die Bibliothek. Doch dauerte der Ausbau – fast wie beim Kollegienhaus – rund drei Jahrzehnte. Der erste Architekturwettbewerb von 1935 konnte wegen der kriegsbedingten wirtschaftlichen Unwägbarkeiten nicht weiterverfolgt werden. Die Leitung der Universität nutzte dann das Universitätsjubiläum von 1960 für die Beförderung ihres Anliegens und zog den Architekten Otto H. Senn (1902–1993) als Berater bei.⁴ Man rechnete nun mit rund 300 täglichen Besucher:innen und einem jährlichen Zuwachs von 30'000 Einheiten.⁵ Den Standort mochte im Rahmen der Diskussion um die Erweiterung niemand ernsthaft in Frage stellen. Auch dem geplanten Abbruch des Kopfbaus, des in den Botanischen Garten hineingreifenden Lesesaals und des Verwaltungsflügels an der Schönbeinstrasse erwuchs kein nennenswerter Widerstand.

An die Stelle der einstigen Rotunde setzte Senn einen polygonalen Kopfbau, der sich über eine eingetiefte Fuge sowohl vom bestehenden Magazintrakt wie

vom viergeschossigen neuen Verwaltungstrakt abhebt. Die Konfrontation mit dem neubarocken Altbau erfolgt ohne Scheu durchaus pragmatisch; die gleichbleibenden Niveaus der Geschossböden garantieren den stufenlosen Verkehr im Innern. Das leicht erhöhte zurückgesetzte Erdgeschoss, die drei Hauptgeschosse und die Attika mit der Cafeteria sind grossflächig verglast. Die fein gezeichnete Gliederung der Metallrahmen der bündig eingesetzten Fenster macht die Herkunft des Architekten aus der Schule des Neuen Bauens offenkundig. Auch lassen die Verkleidung der in ihrem Schichtenverlauf bald senkrecht, bald waagrecht befestigten Travertintafeln und die im Unterschied zum hohen Brüstungsband vor der Attika gering bemessenen Stirnen der Geschossplatten einen hohen Gestaltungsanspruch erkennen. Im Aufbau der Fassade in die drei Zonen von Sockel-, Regel- und Dachgeschoss klingen Anspielungen an die klassische dreiteilige Fassadenordnung der Palazzo-Typologie an.

Auch im Grundriss vermitteln geometrisch abgesicherte Massbeziehungen entwerferischen Halt. Aus dem 60°-Winkel der beiden Flügelbauten leitet Senn im Hauptgeschoss in der Winkelhalbierenden eine Folge von drei Sechseckräumen ab, die sich nicht ganz störungsfrei mit den beiden orthogonal organisierten Flügelbauten verbinden. Dem Weg,

7 MINUTEN: SBIBLIOTHEK

den die Besucherinnen und Besucher vom Eingang über das Treppenhaus in den Lesesaal zurücklegen, gebührt denn auch die hauptsächliche gestalterische Aufmerksamkeit des Architekten. Der Aufstieg durch die frei gestellte sechseckige «Skulptur» des Treppenhauses, der Empfang im sechseckigen Foyer vor den Katalogräumen und der Ausleihe bis hin zur Ankunft unter der blütenartig gewellten Kuppel über dem Lesesaal kann als zeremonielle Achse beschrieben werden. Bei aller Dichte der hier angrenzend eingefügten Räume entsteht dank einer feinsinnigen Lichtregie nie räumliche Enge. Über jedem als Zentralraum ausgezeichneten Kompartiment verläuft ein Oberlichtband, das Tageslicht einfallen lässt. Die beste Sicht auf diese kalkulierte Lichtregie bietet der Blick aus dem Treppenhaus über den Hoftrakt, dessen Dachflächen ursprünglich eigenwillig bepflanzt waren.

Für einen in der Schule des funktionalistischen Rationalismus ausgebildeten Architekten muss die Planung einer technisch auf dem neusten Stand organisierten Bibliothek eine Traumaufgabe gewesen sein. Nur sieben Minuten brauchte ein Buch von der Bestellung bis zur Auslieferung an die Nutzer:innen. Eine Rohrpostanlage und ein Netz unterschiedlich geneigter Förderbänder sorgten für die rasche und reibungslose Beförderung der Bücher vom untersten Magazin bis in die Ausleihe. Kaum eine

Nutzerin, ein Nutzer wird gewahr, dass der Lesesaal auf einem viergeschossigen Unterbau mit Magazinräumen ruht. Diese breiten sich unter dem ganzen Neubau aus und erhalten dank einer Absenkung des Gartens von Osten Tageslicht bis in die unterste Etage. Und über den Lesesaal breitet sich, auf den Stützen des Magazintrakts aufbauend und nurpunktuell aufruhend, die Betonschale der Kuppel. Um die luftig schwebende Wirkung zu entfalten, bedurfte es eines «etwas ungewöhnlichen statischen Systems» und einiger «konstruktiver Kunstgriffe», so der Ingenieur Heinz Hossdorf.⁶

Grosse Sorgfalt verwandte Otto Senn auf die Ausgestaltung der einem Lesesaal angemessenen Ausstattung. Ruhig und hell, heiter und ernst sollten die Lesenden empfangen werden. Blankes Aluminium bei der Rahmung der grossen Fenster, helles Ulmenholz für Brüstungen und Möbel, ein mittleres Grau für die Teppiche – der Zusammenklang der farblichen und haptischen Eigenschaften sorgt für eine anhaltend gehobene, gedämpfte Stimmung der Konzentration in den öffentlichen Räumen der Bibliothek.



37 Haupteingang, ca. 1925.



- 38 Flügel des Freihandmagazins, ca. 1925.
- 39 Vorraum Lesesaal, ca. 1925.
- 40 Lesesaal, ca. 1925.



1 Daniel Reicke, «Die Basler Universitätsbibliothek von 1893–1896 als Bauwerk», in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 81 (1981), S. 119–173.

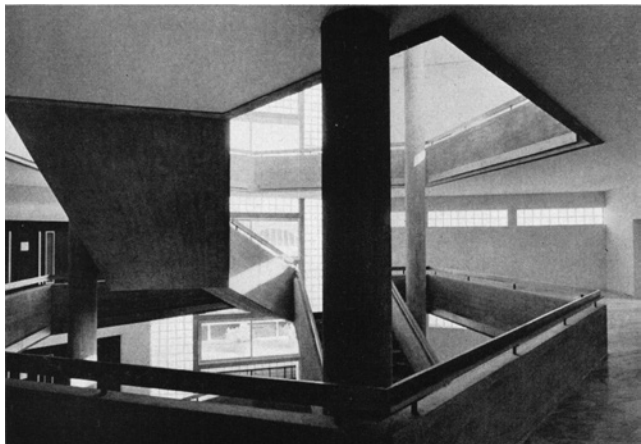
2 Ders., «Emanuel La Roche», in: Architektenlexikon der Schweiz, 19. und 20. Jahrhundert, Hg. Isabelle Rucki und Dorothee Huber, Basel 1998. - Romana Anselmetti, «La Roche, Emanuel», in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 23.11.2007. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/019894/2007-11-23/>, konsultiert am 13.12.2021.

3 Vgl. Otto H. Senn, «Basler Universitätsbibliothek», in: Werk 55 (1968), S. 713–721, S. 714.

4 Architekturmuseum in Basel (Hg.), Otto Senn, Raum als Form, mit Beiträgen von Patrik Birrer, Alexandra Gerny, Rolf Gutmann, Ulrike Jehle-Schulte Strathaus, Ueli Kräuchi, Alfred Roth, Otto Senn, Simone Thalmann, Christof Martin Werner, Bettina Zeuglin, Basel 1990. - Ulrike Jehle-Schulte Strathaus, «Otto Heinrich Senn», in: Architektenlexikon der Schweiz, 19. und 20. Jahrhundert, Hg. Isabelle Rucki und Dorothee Huber, Basel 1998. - Martina Desax, «Senn, Otto H.», in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 29.11.2010. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/027423/2010-11-29/>, konsultiert am 13.12.2021.

5 Otto H. Senn, «Basler Universitätsbibliothek», in: Werk 55 (1968), S. 713–721. - Ders., «Die Bibliothek der Universität Basel», in: Schweizerische Bauzeitung 87 (1969), S. 247–272; mit einem Beitrag von Ing. Heinz Hossdorf, «Die Betonschale (Kuppel) über dem Lesesaal», ebd. S. 259.

6 Heinz Hossdorf, wie Anm. 5, S. 259.



41 Hauptlesesaal, 1968.

42 Zeitschriftenlesesaal, 1968.

43 Treppenhaus mit umlaufenden Galerien, 1968.



44 Haupteingang, 1968.

ALICE KELLER

DER GROSSE LESESAL DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK ALS LERNRAUM: EINE ZEITREISE

Wie arbeiten Studierende und andere Leser:innen in Bibliotheken?

Ein Blick in die Fotosammlungen der Universität und der UB Basel gibt Einblick in die Veränderung der Arbeitsweisen und Gewohnheiten über die Jahre.

45 Der grosse Lesesaal im Altbau, ca. 1963.



Einführung

Die Zeitreise beginnt nicht bei den historischen Anfängen der Universitätsbibliothek, sondern ab dem Bezug des Altbaus auf dem heutigen Bibliotheksgelände im Jahr 1898. Von diesem Gebäudekomplex, der eher einem neubarocken Palais als einer Bibliothek gleichsah, steht heute noch das Freihandmagazin an der Bernoullistrasse. Der Rest der heutigen UB, also der Kopfbau, die Lesesäle und der Verwaltungstrakt, entsprechen dem Entwurf des Architekten Otto Senn, der in den 1960er-Jahren eine völlig neue Formensprache fand. Aus dem ehemaligen, mit Stuck geschmückten Lesesaal wurde ein sechseckiges Schalentragwerk aus Beton. Beiden Lesesälen ist gemeinsam, dass sie das Herzstück der Bibliothek bildeten und mit dem angrenzenden Botanischen Garten im Dialog standen.

In der nachfolgenden Bildstrecke werden Fotografien des Lesesaals aus verschiedenen Jahren auf ihre Inhalte hin analysiert. Im Mittelpunkt stehen die Leser:innen mit ihren jeweiligen Unterlagen, Schreibutensilien, Arbeitsmethoden und anderen Hilfsmitteln. Wie lesen, arbeiten und lernen die Studierenden und andere Benutzende damals und heute?

Im Mittelpunkt dieser Studie steht der grosse Lesesaal. Die UB verfügte aber von Anfang an auch über andere Lesesäle oder Lernräume, wie man heute oft sagt. Aber nur beim grossen Lesesaal ergibt sich die Möglichkeit einer Zusammenstellung einer Bildstrecke über eine so lange Zeit.

Arbeiten im grossen Lesesaal des Altbaus im Jahr 1963

Der grosse Lesesaal im Altbau wird im «Handbuch der Bibliothekslehre» (Graesel, 1902, S. 110) wie folgt beschrieben: «Im Erdgeschoss des Verwaltungsgebäudes liegt in der Hauptachse der Lesesaal. Dieser, mit Ober- und Seitenlicht versehen, enthält 32 Sitzplätze. Für jeden Sitz steht eine Tischfläche von 1.25 m Breite und 0.8 m Tiefe zur Verfügung. Links vom Eingang befindet sich der erhöhte Sitz des aufsichtführenden Beamten, rechts führt eine Türe in die Garderobe, die absichtlich nur vom Lesesaal, nicht auch vom Hauptvestibül, zugänglich gemacht wurde. An den Wänden ist Raum für die Lesesaalbibliothek mit Nachschlagewerken aus allen Disziplinen (ca. 2'800 Bände). Die Gänge des Lesesaales sind mit Linoleum belegt. [...] Der hellgrünliche Lesesaal ist ausserdem mit Stuckornamenten geziert.»

Frühe Fotos des Lesesaals zeigen leider nur einen leeren Raum und geben kaum Auskunft über die Nutzung desselben. Erst kurz vor dem Abriss, also 1963 oder kurz zuvor, entstand eine Fotoserie, worin auch die Benutzung des alten Lesesaals, der an einen «Gartensalon» erinnerte, gezeigt wird.

Auf dem ersten Foto (Abb. 45) ist es halb zwölf und der Lesesaal wirkt gut belegt, obwohl fast jeder zweite Stuhl leer ist. Aus einem zeitgenössischen Bericht erfährt man aber, dass die anfänglichen 32 Plätze längst nicht mehr ausreichten: Es mussten Tische, Stühle und Regale eingeschoben werden. Das Publikum ist gut durchmischt, Frauen in adretter Garderobe und Perlohringen sitzen neben Männern in Anzug. An allen Arbeitsplätzen beugen sich die Leser:innen konzentriert über ihren handgeschriebenen Notizen. Daneben stapeln sich Bücher und aufgeschlagene Hefte. Die Frau im Vordergrund schreibt mit Füllfeder und hat ihre lederne Handtasche auf dem Tisch liegen. Büsten von Gelehrten aus der Geschichte halten Wache und inspirieren die Leserinnen und Leser.

Ergänzend zum Ober- und Seitenlicht sind alle Plätze mit stilvollen Tischlampen ausgestattet. Hinten, links von der Eingangstüre, sieht man den oben erwähnten erhöhten Sitz des aufsichtführenden Beamten. In der Eingangstüre spiegelt sich das vergitterte Tor zum Botanischen Garten.

Eröffnung des Lesesaals im Neubau 1965–1968

Der Altbau platzte schon länger aus allen Nähten, aber es dauerte bis in die 1960er-Jahre, bis ein Neubau errichtet werden konnte. Der heutige grosse Lesesaal der UB Hauptbibliothek konnte im September 1965 eröffnet werden, obwohl die offizielle Einweihung des Neubaus erst im Oktober 1968 stattfand. Dieser Neubau des bekannten Basler Architekten Otto Heinrich Senn (1902–1993) führte die Bibliothek und ihre Leser:innen in ein ganz neues Zeitalter. Der neue grosse Lesesaal, ein imposantes Schalentragwerk aus Beton, greift im Vergleich zum früheren neubarocken Prestigebau eine ganz neue Formensprache auf. Insbesondere die grosszügige Glasfront zum Botanischen Garten hin dürfte für die Leser:innen wie ein Befreiungsschlag gewirkt haben.

Arbeiten im grossen Lesesaal im Jahr 1968

Das erste Foto aus dem Neubau (Abb. 46) dürfte ca. 1968 entstanden sein und zeigt den grossen Lesesaal relativ kurz nach seiner Eröffnung. Der Vergleich zur früheren Situation im Altbau ist frappant: Endlich können die Leser:innen Luft holen und aufatmen. Auch die grossen, freien Tischflächen werden sichtlich geschätzt. Leselampen braucht es keine mehr; die riesigen Fenster und Deckenlampen reichen für die Arbeit. Während die meisten Leser:innen nur wenige Bücher und Papiere auf dem Tisch liegen haben, hat eine stämmige Dame in weisser Bluse grad zwanzig dicke Bände bestellt: Ob sie finden wird, was sie sucht? Auf den Tischen liegen auch die Ledermappen oder bei Frauen vereinzelt Handtaschen; es ist ja noch mehr als genug Platz vorhanden. Männer tragen Krawatte und Anzug: Noch wagt keiner, das Jackett auszuziehen. Nur die Dame in weisser Bluse ist gerade daran, ihre Jacke abzulegen; sie hat ja auch Grosses vor.



46 Der grosse Lesesaal im Neubau kurz nach der Eröffnung, ca. 1968. Das Mobiliar ist heute immer noch das gleiche wie damals; vor allem die Stühle zeigen ein zeitloses Design.

... im Jahr 1993

Fünfundzwanzig Jahre später begegnen wir einer ganz neuen Generation von Studierenden. Hier das Bild eines unbekannteren lesenden Studenten (Abb. 47). Er hat einen der beliebten Fensterplätze ergattert. Das dicke Roche-Lexikon weist auf Medizin oder Pharmazie hin; er arbeitet aber auch mit anderen Büchern, Heften, Lehrbüchern und Schreibblock. Allfällige Ablenkung bietet eine Tageszeitung. Komplett verschwunden sind Anzug und Krawatte: Studenten können sich nun nach Belieben und sehr locker kleiden. Die Ledermappe wird ersetzt durch einen textilen Rucksack. Noch fehlen digitale Hilfsmittel, aber die Leuchtstifte liegen griffbereit.



47 Lesender Student im grossen Lesesaal, 1993.

... im Jahr 2001

Von Claude Giger liegt eine Serie von Fotos aus dem Jahr 2001 vor. Diesmal ist der Lesesaal dicht belegt (Abb. 48). Man arbeitet traditionell mit Büchern, Vorlesungsskripten, Lernkarten, Handnotizen und Ringordnern. Im Vergleich zu den 1990er-Jahren sind aber auch einige Veränderungen oder Neuerungen zu beobachten. Trinken ist nun erlaubt, oder zumindest geduldet. Die Tageszeitung wird durch das Boulevardblatt «20 Minuten» ersetzt.

Bei den Studierenden handelt es sich auch hier mindestens teilweise um Mediziner:innen. Eine Studentin arbeitet vor allem mit einer Vielzahl an verschiedenen Leuchtstiften und Post-Its. An digitalen Geräten sieht man einen Taschenrechner und mindestens ein Mobiltelefon.



48 Auf der Galerie im grossen Lesesaal, 2001.

... im Jahr 2009

Das nächste Foto (Abb 49) stammt vom November 2009. Es zeigt einen fast vollen Lesesaal. Auf den ersten Blick, und im Vergleich zu heute, fallen die vielen Jacken und Taschen auf sowie die Abwesenheit von Notebook-Computern.

Das Fehlen von Notebook-Computern täuscht jedoch. Beim genaueren Hinsehen erkennt man an fast allen randständigen Plätzen – an der Fensterfront oder an der Galeriewand – Studierende an Bildschirmen. Das Bedürfnis wäre also bereits da, aber nur diese Plätze an den Wänden sind mit Steckdosen oder improvisierten Steckerleisten ausgestattet. Stromanschluss und WLAN sind heute zu einer Grundvoraussetzung für digitales Arbeiten geworden. Entsprechend überwiegen hier aber noch gedruckte Unterlagen auf den Arbeitstischen: Bücher, Vorlesungsskripte, Ringordner, Schreibblock.



49 Der grosse Lesesaal, 2009.

... im Jahr 2017

Sprunghaft steigt die Nutzung von Notebook-Computern bei den Studierenden (Abb. 50). Inzwischen sind alle Lernplätze mit fest installierten Steckdosen und WLAN-Anschluss ausgestattet, sodass das Arbeiten am Bildschirm und im Netz nahtlos und zeitlich unbefristet möglich ist. Es sind nur noch sehr wenige Leser:innen, die ohne Computer auskommen. Aber auch Lernende am Computer nutzen daneben noch Schreibunterlagen und Stifte. Man lernt hybrid, wechselt zwischen digitalen und gedruckten Medien hin und her. Damit geht auch die Nutzung des früher so wichtigen Leuchtstifts stark zurück. Zu den digitalen Hilfsmitteln gehören aber auch Smartphone und vereinzelt Taschenrechner. Das gegenseitige Vertrauen oder die Allgegenwart der Geräte ist so gross, dass man beim Rausgehen Computer und Smartphone auf dem Tisch liegen lassen kann.

Seit mehreren Jahren funktioniert nun die Eingangskontrolle, heute Besucherservice genannt, die eintretende Leser:innen freundlich grüsst und an das Mantel- und Taschenverbot erinnert. Für die Mitnahme persönlicher Sachen in den Lesesaal werden durchsichtige Plastiktaschen zur Verfügung gestellt. Es ist ein heisser Sommertag: Studierende kommen in Shorts und T-Shirt.



50 Der grosse Lesesaal, 2017.

... im Jahr 2022

Heute zeichnet sich nochmals ein neues Bild ab: Der papierlose Lesesaal setzt sich langsam durch. Fast alle Leser:innen arbeiten mit Computern, viele ganz ohne gedruckte Unterlagen oder Schreibblock. Nur ein Leser auf dem Foto (Abb. 51) scheint ohne Computer unterwegs zu sein. Spannend ist die Beobachtung, dass Studierende zunehmend mit iPads (statt Notebooks) arbeiten – teilweise auch mit Stylus als digitalem Schreibstift. Einige haben auch mehrere Computer oder Bildschirme. Und natürlich liegt auch vielerorts ein Smartphone auf dem Tisch. Fast alle Studierenden bedienen sich des Stroms aus der Steckdose, wohingegen der Internetzugang über das WLAN, also kabellos und unsichtbar, funktioniert.

Schaut man genau hin, erkennt man, wie viele der Leser:innen Kopfhörer tragen, entweder kleine kabellose In-Ear-Stöpsel oder dicke Over-Ear-Kopfhörer. Ob die Studierenden hiermit Musik hören, Lernvideos schauen oder störende Nebengeräusche blockieren, wissen wir nicht. Auf jeden Fall wird der Lesesaalbesuch zunehmend multimedialer.

Neben den digitalen Hilfsmitteln zeigt das Foto auch Veränderungen bei den anderen Objekten. Statt kostenlosen Plastiktaschen für private Sachen werden nun durchsichtige Einkaufskörbe zur Verfügung gestellt; bei den Getränken überwiegen dauerhafte Trinkflaschen. Einwegsachen sind out.



51 Digitales Arbeiten im grossen Lesesaal heute.

Schlussfolgerung

Die hier gezeigte Bildstrecke zeigt sowohl signifikante Veränderungen als auch eine grosse Konstanz in der Nutzung des Lesesaals. Baulich bildet der grosse Lesesaal sowohl im Alt- wie auch im Neubau das Herzstück der Universitätsbibliothek. Beide Architekten, Emanuel La Roche und Otto Senn, setzten den Raum in Beziehung zum dahinterliegenden Botanischen Garten.

Während sich Arbeitsweisen, Unterlagen und der Auftritt der Leser:innen über die Jahrzehnte radikal verändert haben, bleibt das Muster oder Bedürfnis des individuellen, ungestörten Arbeitens unverändert über die Zeit erhalten. Arbeitsdisziplin und Konzentration bleiben gleichermassen hoch. Vor allem wenn es auf die Prüfungen zugeht und alle Plätze gefüllt sind, überrascht und beeindruckt die absolute Stille und Aufmerksamkeit aller Studierenden.

Die auffallendste Änderung ist natürlich die zunehmende Digitalisierung des Arbeitens. Und es scheint, dass die Corona-Pandemie einen weiteren Digitalisierungssprung bei den Studierenden ausgelöst hat. Studienunterlagen und auch Vorlesungen dürften in Zukunft zunehmend elektronisch vorliegen, und es ist aus Sicht der Autorin unwahrscheinlich, dass das Pendel wieder zurückschlägt.

Literatur

Graesel, Arnim. Handbuch der Bibliothekslehre. Leipzig: J. J. Weber, 1902.

Senn, Otto Heinrich. Basler Universitätsbibliothek. In: Das Werk, Jg. 55 (1968), H. 11, S. 713–721.

Senn, Otto Heinrich. Neubau der Basler Universitätsbibliothek. In: Das Werk, Jg. 53 (1966), H. 11, S. 438–441.

Universitätsbibliothek Basel, Jahresberichte 1965 bis 1968. <https://ub.unibas.ch/de/publikationen/jahresberichte/>.

UNTERWEGS IN DER LERNLANDSCHAFT IN DER UNIVERSITÄTS- BIBLIOTHEK





Sabina Brandt und Gerrit Sell

Ein Gespräch mit Kristin Hoschke, Alice Keller und Felix Winter

Alice Keller ist seit 2019 Direktorin der Universitätsbibliothek Basel; das Projekt zur Neugestaltung der Lernumgebungen fand schon 2006 mit dem Vizedirektor Felix Winter seinen Anfang. Kristin Hoschke leitete das Projekt «UB Lernlandschaft», das mit dem Architekten Gerrit Sell realisiert wurde.

Die Universitätsbibliothek entwickelt sich mit dem Blick auf neue Bedürfnisse ihrer Nutzerinnen und Nutzer stetig weiter. Was war der Anlass zur Gestaltung einer neuen «Lernlandschaft», die explizit auch als «Laboratorium» dient?

Felix Winter: Am Anfang stand schon 2006 der Wunsch, den Publikumsbereich der Universitätsbibliothek (UB Hauptbibliothek) zu sanieren. Das ist schliesslich zu einem Gesamtanierungsprojekt (Erdbebenertüchtigung, energetische Massnahmen usw.) angewachsen. Und wenn man schon so viel Geld in die Hand nimmt, wollte man wirklich auch gross genug denken, bestehenden Räumen neue Funktionen geben, zusätzliche Ein- und Ausgänge schaffen etc. Und dann kam die Idee auf, man könnte in einer sogenannten Übergangsphase provisorisch Räume einrichten – weil sich herausstellte, dass es noch mindestens 10 Jahre bis zur Gesamtanierung des Gebäudes dauern wird.

Kristin Hoschke: Der Anlass zur Gestaltung der Lernlandschaft war der dringende Bedarf nach mehr Lernplätzen. Die Studierenden standen oft früh um acht bis auf die Strasse Schlange, um noch einen Platz zum Lernen an der UB zu finden. Es war offensichtlich, dass wir massiv mehr Lernplätze anbieten müssen und das nicht nur in den Prüfungszeiten – aber da ganz akut. Parallel dazu ging es auch darum, dass die UB ein Gesicht der Universität sein sollte; gerade der Eingangsbereich, die Empfangssituation mussten dringend aufgewertet werden. Eigentlich war geplant, im Zuge der Gesamtanierung diese Themen zu realisieren. Da dafür jedoch der gesamte Sonderbestand (das «kulturelle Erbe») ausgelagert und ein neues Bibliotheksgebäude errichtet werden muss, wissen wir noch nicht sicher, wann die Sanierung stattfinden kann. Aus den genannten Gründen haben wir uns deshalb entschieden, nicht mehr bis zur Ausführung dieser Massnahmen zu warten, sondern ein Zwischenprojekt zu starten. Damit konnten wir einerseits schon Teilbereiche instand setzen (ohne Gefährdung des

Sonderbestandes – also ohne Eingriffe in den Rohbau) und andererseits ein Lernraum-Laboratorium starten, in dem wir im Hinblick auf die anstehende Sanierung verschiedene Lernsituationen ausprobieren können, um sie anschließend zu bewerten und zu entscheiden, ob sie für die Sanierung «mitgenommen werden» oder nicht. Ich finde, das ist eine Chance, die man so selten hat und die großartig ist für ein Gesamt-sanierungs-Projekt.

Bibliotheken sind vermutlich die Orte, die sich in den letzten Jahren am meisten neu erfunden haben oder noch neu erfinden.

Alice Keller: Die Form des Lernens bei uns an der UB hat sich sehr gewandelt: Fast alle Studierenden bringen heute ihren eigenen Laptop mit, sie suchen den Raum, um gemeinsam mit anderen und doch individuell zu lernen; das gibt eine gewisse Struktur vor, die Studierende als hilfreich empfinden. Im Gegensatz zu früher sieht man heute kaum noch gedruckte Bücher auf den

Arbeitstischen der Studierenden, aber der Bedarf an der Bibliothek als Einrichtung und Raum ist immer noch da. Was das Faktum, dass Studierende scheinbar nicht mehr aus gedruckten Unterlagen lernen, für Bibliotheken mit grossen Print-Sammlungen heisst, ist eine wichtige Frage.

Aber Bibliotheken erfinden sich immer wieder neu: Anfang der 1990er-Jahre mit dem Aufkommen der digitalen Informationen hatten viele Angst, dass niemand mehr in die Bibliotheken kommen würde, und man befürchtete schon breitflächige Schliessungen. Viele Bibliotheken haben sich sogar umbenannt in «Informationszentrum» oder Ähnliches, weil sie eine neue Rolle suchten. Heutzutage beobachten wir volle Lesesäle und Lernräume und attraktive Services. Niemand stellt mehr die Frage, ob man Bibliotheken braucht. Im Gegenteil, es findet eine Renaissance statt, das sieht man ja auch an den vielen Neubauten für wissenschaftliche und öffentliche Bibliotheken.

Wie entstand das Konzept zur Lernlandschaft?

Kristin Hoschke: Das war ein Universitätsentwicklungsprozess. Die Initialzündung kam aus dem Projekt «ITSI – Auf dem Weg zum Campus von morgen» (vgl. S. 28) und der daraus entstandenen «Arbeitsgruppe Lernräume», in der auch die UB mitarbeitet. Daraufhin sind als Pilotprojekte verschiedenste Lernraumtypen an der ganzen Universität entstanden. Für die Lernräume in der UB haben wir entschieden, einen Workshop mit Studierenden durchzuführen und damit gemeinsam ins Gespräch und ins Nachdenken zu kommen. Dafür haben wir von den bisher schon eingerichteten Lernräumen an der Universität Möbel «geliehen» und in die UB transportiert. Im dritten Obergeschoss wurde ein grosser bestehender Lernraum freigeräumt und unter Einbezug des Treppenhauses eine Gestaltungsfäche geschaffen. Wir haben die Studierenden eingeladen, darüber nachzudenken, welche Lernformen an der UB wünschenswert wären, wie sie arbeiten möchten und welche weiteren Aktivitäten an diesem Ort Raum finden sollten.

Es ging also nicht um Möbel, sondern um die Frage, was ermöglicht werden sollte. Interessant war, dass sich viele Studierende am Anfang auf diesen Prozess nicht einlassen wollten, weil – wie schon beschrieben – das Lernplatzangebot sehr begrenzt war und sie dieses durch Sonderlernplätze nicht noch weiter minimieren wollten. Sie brauchten einfach gute Orte zum Lernen: klassisch – ein ausreichend großer Tisch, Stuhl, Leselampe, Stromanschluss. Das Gespräch konnte erst beginnen, nachdem wir versichert hatten, dass genügend Lernplätze zur Verfügung stehen würden. Wir haben viel über Einzel- und Gruppenlernen gesprochen und beobachten jetzt das «Dazwischen», das Einzel-Lernen am gemeinsamen runden Tisch. Und wir konnten sie damals auch dazu bewegen, noch ein bisschen weiter zu denken. So wurden zusätzliche Bedürfnisse formuliert: z.B. die Möglichkeit, beim Lernen zu essen und zu trinken oder nebenbei Kinder zu betreuen; dazu die Verfügbarkeit von Ruhezeiten.

Wir suchen ja immer auch nach impliziten Nutzerbedürfnissen. Manchmal kann man sie daran ablesen, wie die Nutzer:innen Räume zweckentfremden.

Kristin Hoschke: In einem Laboratorium hat man die grosse Chance und auch die Freiheit, etwas anzubieten, was bisher als Bedürfnis noch gar nicht erkannt wurde. So mussten wir uns bzw. haben sich die Architekt:innen Neues einfallen lassen – mit dem Wissen und der Freiheit, dass nicht alles funktionieren muss. Und das ist eigentlich eine große Stärke dieses Projekts.

Was hat euch überrascht?

Alice Keller: Mich interessiert vor allem der Lärmpegel im neuen Lernraum, wo früher das InfoCenter stand. Hier stehen jetzt runde Tische, die eigentlich zum gemeinschaftlichen Arbeiten und Diskutieren einladen. Aber jetzt überrascht es mich, wie still es auch hier ist. Auch in der Eingangshalle, wo jetzt Gruppensitzplätze stehen, ist es erstaunlich still. Früher waren es immer die Bibliothekar:innen, die «psst» machen mussten. Aber heute sagen sich das die Benutzer:innen gegenseitig. Wir würden in gewissen Zonen eigentlich mehr Lärm zulassen.

Felix Winter: Wir haben uns intensiv Gedanken dazu gemacht, Zonen zu differenzieren in «ganz ruhig», «Zweiergespräche», «Gruppengespräche» etc. Man hatte ein ganzes Signaletikkonzept ausgearbeitet mit verschiedenen Lautstärkestufen. Und heute stellen wir fest, dass sich z.B. im neuen Lernzentrum die Nutzer:innen schon daran stören, wenn wir mit einem Bücherwagen durchfahren oder die Tür auf- und zugeht, obwohl dieser Raum mit Besprechungstischen ausgestattet ist. Das hat uns sehr überrascht – wir hatten Zonen mit lebhaften Gesprächen und Austausch erwartet.

Alice Keller: Studierende suchen die Community und die Gemeinschaft mit anderen. Viele gehen in die Bibliothek, weil sie dort Kommiliton:innen treffen zum gemeinsamen Lernen, aber eben nicht «gemeinsam-gemeinsam», sondern jede:r für sich.

Felix Winter: Bedürfnisse verändern sich auch im Semesterzyklus. Das ging auch aus den Workshops ganz klar hervor. Und darum haben wir möglichst versucht, die Räume multifunktional zu gestalten. Deshalb gibt es diese Bereiche, wo Studierende jetzt konzentriert lernend zusammensitzen, ohne sich auszutauschen, obwohl sie für Gesprächssituationen geeignet wären. Doch zunehmend lässt sich beobachten, dass Besucher:innen diese Tischsituationen bewusst suchen, um sich auszutauschen. Und es kann gut sein, dass dieses Bedürfnis wieder vermehrt aufkommt, wenn die Lernphase vorbei ist und auch gefördert wird durch andere Formen von Lernsituationen, angestossen vom Unterricht.

Kristin Hoschke: Von der UB wurde der Wunsch geäußert, die Räume erst einmal nicht zu kennzeichnen und abzuwarten, welche Bedürfnisse seitens der Nutzer:innen bei der Raumnutzung zum Tragen kommen, also ohne Bezeichnung der drei Untergruppen: laut, flüstern, leise. Zusätzlich zu der Erkenntnis, welche Bedürfnisse es bei den Nutzer:innen gibt, sagt es auch etwas über die Raumwirkung aus, die wir durch die Wahl der Möbel, der Wandfarbe etc. erzeugt haben. Dies muss jedoch evaluiert werden, da wir das Gefühl haben, dass es in vielen Fällen am Ende doch die (meist) schweigende Mehrheit ist, die die Regeln im Raum vorgibt oder die Person, welche den Raum zuerst benutzt. Das heißt, wenn man einen Raum ausweisen will, in dem z.B. miteinander gesprochen werden darf, dann muss man das wahrscheinlich kennzeichnen.

Eine mögliche Erklärung dafür, dass Studierende in der UB tendenziell eher Ruhe haben wollen, wäre, dass es heute mehr Möglichkeiten gibt, sich Gruppenräume zu reservieren. Das gab es lange überhaupt nicht, aber mittlerweile bietet die Universität das an.

Alice Keller: Jetzt sind wir in der Zeit der Prüfungsvorbereitungen. Jetzt geht es nicht mehr um Gruppenarbeiten, sondern um das persönliche Bestehen der Prüfungen. Man muss es wohl wirklich auch übers Jahr hinweg anschauen, wenn die Student:innen wieder etwas kreativer sein können.

Eins noch: Wir dürfen nicht vergessen, dass es auch andere Nutzer:innen und Zielgruppen der Bibliothek gibt. Die haben zum Teil auch sehr andere oder spezifische Bedürfnisse. Hier erleben wir auch weiterhin sehr hohe Ausleihzahlen. Wir haben aber zum Beispiel keinen Raum für Leute, die Filme oder Videos ansehen wollen. Wir haben ja auch Tonaufnahmen und Filme, die man nur in den Räumlichkeiten der Bibliothek nutzen darf. Wir können nicht nur den Studierenden Platz anbieten, sondern es gibt auch noch andere Bedürfnisse, gerade was Arbeitsplätze angeht. Und eigentlich müssten wir als Bibliothek auch sagen, dass die Bedürfnisse, die eine Vor-Ort-Nutzung unseres Bestandes voraussetzen, auch Platz haben müssen – eigentlich sogar vorrangig.

Welcher Ort in der UB ist euch persönlich heute der liebste?
Habt ihr Lieblingsplätze?

Kristin Hoschke: Es war lange ein Wunsch von mir, dass es möglich sein könnte, im historischen Freihandmagazin an einem Fenster zu lesen oder zu arbeiten. Die langen hohen Räume mit dem knarrenden Boden und alten Regalreihen voller Bücher haben eine wunderbare Atmosphäre, in der ich mich immer gern länger aufgehalten habe. Nun gibt es hier an einigen Fenstern Leseplätze zwischen den Bücherregalen mit Leselampe und Stuhl – mein Lieblingsplatz. Für einen zweiten Lieblingsplatz müssen wir uns ins 3. Obergeschoss im Kopfbau der Bibliothek begeben. Für das Parlatorium dort wurden Cocoons entworfen. Das sind dreiseitig hochumbaute Sessel mit einer herunterklappbaren Tischfläche und damit sehr schöne, geschützte und gemütliche Arbeits- und Rückzugsorte. Hier hat man einen grossartigen Blick aus dem Fenster auf das Bernoullianum und nach Kleinbasel, ist für sich und doch mittendrin im Lern-, Lese- und Arbeitsleben der UB. Die Möglichkeit, sich zurückzuziehen und doch nicht in einem separaten Raum arbeiten zu müssen, macht diesen Lernplatz für mich zu einem ganz besonderen Ort.

Felix Winter: Mein Lieblingsausblick auf die UB ist von der Cafeteria in Richtung Botanischer Garten und den Universitätscampus Petersplatz. Dort gehe ich mit Gästen gerne hin, nicht nur wegen der kupfergrünen Lesesaalkuppel, die sich ins Grün des Botanischen Gartens einfügt, sondern weil ich von dort – im Kopfbau stehend und die neuen Lernräume im Rücken – mit einem Panoramablick die Struktur der Gebäudeanlage und die Dienstleistungen der UB vermitteln kann. Dabei zeige ich auf die Fenster des alten Freihandmagazins mit den gemütlichen Lesesesseln oder die Arbeitsplätze zum Botanischen Garten im Lesesaal, wo ich als Benutzer der UB am liebsten abwechselnd arbeiten würde.

Alice Keller: Die Arbeit als Direktorin der UB ist vielseitig, aber auch anspruchsvoll und zum Teil stressig. Da braucht man zwischendurch eine Pause. Der Weg zur Cafeteria führt durch das frisch renovierte Treppenhaus im Kopfbau. Während Studierende konzentriert auf ihren Bildschirm blicken, schweift mein Blick in die Ferne. Es dürfte auch ein Lieblingsplatz des Architekten Otto Senn gewesen sein, denn er beschreibt den oberen Abschluss des Treppenhauses, «wo sich der Blick auf die Stadt und die Anhöhen des Jura weitet».

Wer keine Angst vor Verirrungen hat, steigt im Freihandmagazin in den Bibliotheksbauch hinab und findet seine absolute Ruhe im neu gestalteten Zeitungslesesaal. Gegen innen hin gut getarnt hinter Tausenden von Buchrücken; gegen aussen hin eng umschlossen vom Blätterwald des Botanischen Gartens.



LABORATORIUM FÜR DAS LERNEN



Sabina Brandt und Gerrit Sell

DIE LERNLANDSCHAFT DER

DIE UB BASEL IST ALS UNIVERSITÄTS- UND KANTONSBIBLIOTHEK NICHT NUR GEDÄCHTNISINSTITUTION UND WISSENS-SPEICHER, SONDERN DIENT AUCH ALS ZENTRALER LERN- UND BEGEGNUNGORT.

Das Gebäude wurde 1962–1968 von Otto H. Senn errichtet und zählt zu seinen wichtigsten Bauten. Vom Bestandsbau von 1896 wurde nur das Magazin erhalten und in den Neubau integriert.

Das Hauptaugenmerk der Interventionen lag darauf, dem erhöhten Platzbedarf zu begegnen, aber auch die Lernbedürfnisse der Zukunft zu ermitteln. Die 437 neuen Lernplätze sind als «Laboratorium» bewusst unterschiedlich gestaltet, entsprechend den vielfältigen Bedürfnissen der Studierenden, die u.a. in einem Nutzerworkshop ermittelt wurden: So steht nun ein bunter Mix an verschiedenen Einzel- und Gruppenarbeitsplätzen an langen oder runden Tischen, in Lounges oder abgetrennten Kabinen sowie in versteckten Nischen zur Verfügung.

Die Interventionen wurden innerhalb des bestehenden Gebäudes minimal invasiv durchgeführt und erstrecken sich über alle Bereiche der Universitätsbibliothek. Als baulich grösste Massnahme erweist sich die Entlastung des architektonisch bedeutsamen Haupttreppenhauses als Fluchtweg durch den Umbau zweier Seitentreppehäuser zu zusätzlichen Fluchtwegen. Hier stehen nun Sofainseln und Arbeitsplätze zur Verfügung. Dadurch wird das bisher ungenutzte Treppenhaus neu zu einem eindrucksvollen und lebendig genutzten Raum. Zudem wird der Eingangsbereich mit der Verlegung der Garderoben in die ehemaligen Luftschutzkeller im Untergeschoss zur luftigen Aufenthalts- und Begegnungszone mit Lounge und Stehtischen.



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

53 vorhergehende Doppelseite: Lernplätze in der Eingangshalle.

54 Nischen für Coaching, Tutorate und Besprechungen im Lernzentrum.



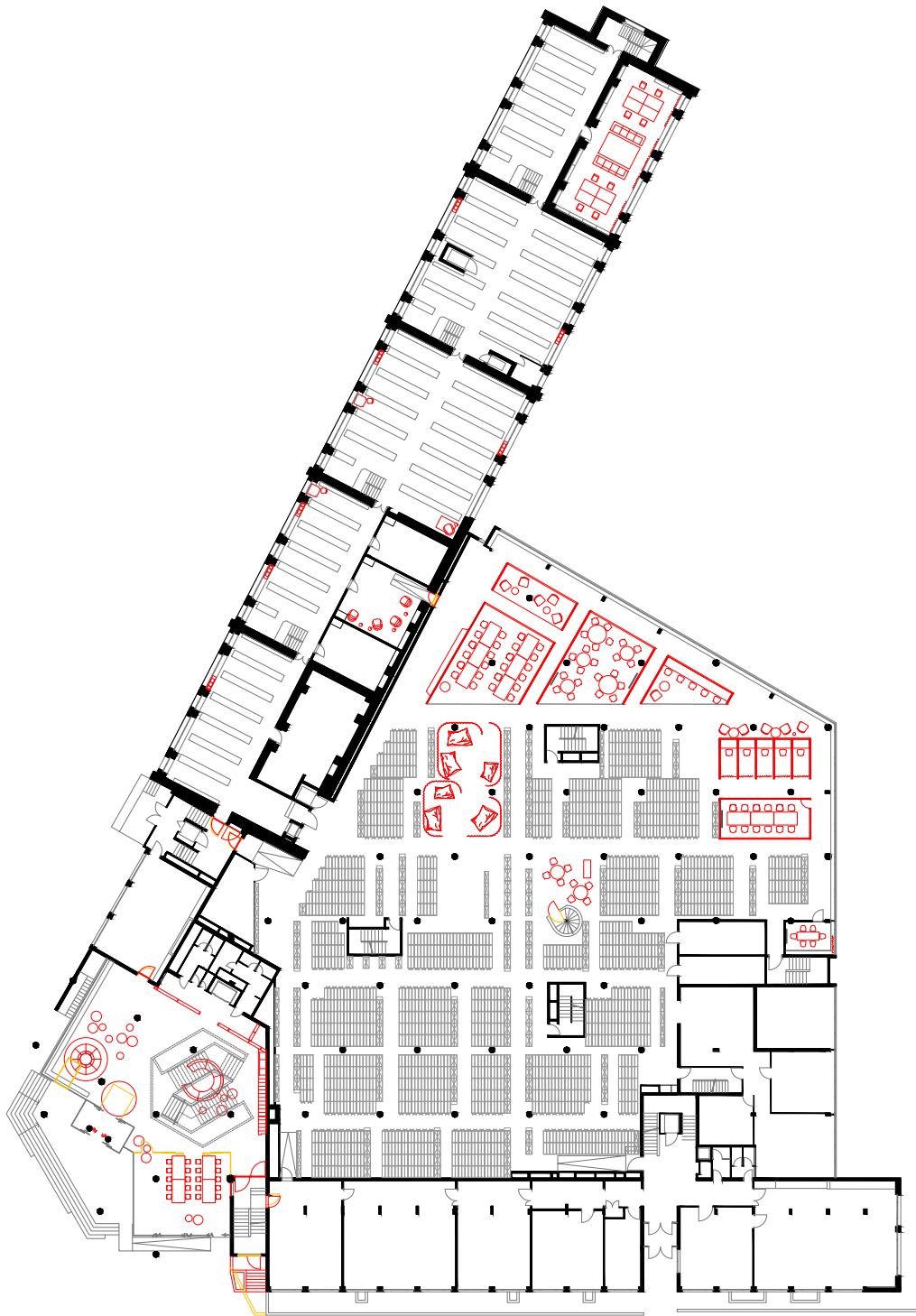
55 Sofainseln und Lernplätze in der Eingangshalle.



56 Lernbänke im Haupttreppenhaus.







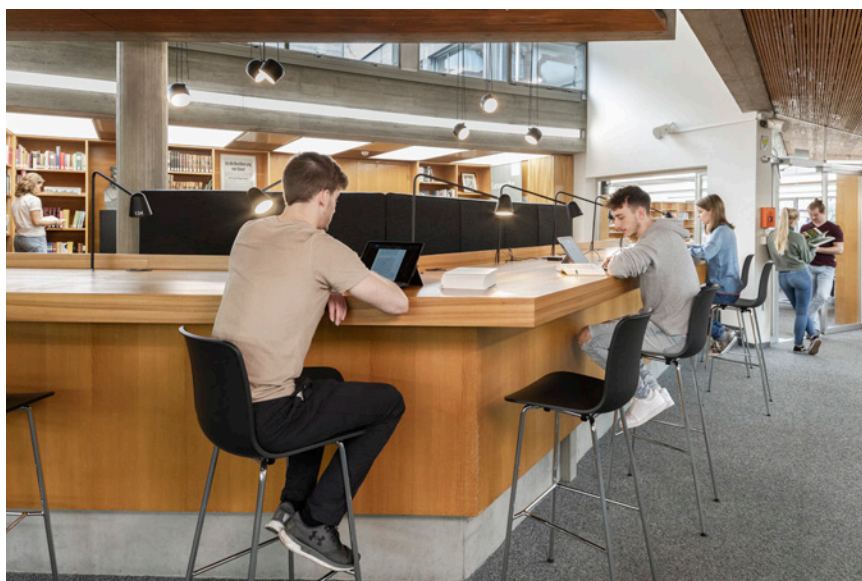
Erdgeschoss



1. Obergeschoss



- 57 «Cubicals» im Lernzentrum.
- 58 Lernbar im Lesesaal.
- 59 rechte Seite: Besprechungsbox.





60 Gruppenbox im Zeitschriftenmagazin.

61 rechte Seite: Einzel-Lernplätze an Tischen und in Boxen (rückwärtig), Zeitschriftenmagazin.





Um das bestehende Angebot an Lernplätzen zu verdoppeln, wurden zusätzlich die ungenutzten «Zwischenräume» des Gebäudes aktiviert. Hierbei bereichern auch kleine Massnahmen das Angebot der Bibliothek für Arbeits- und Sitzplätze, so beispielsweise die Fenstersimse und Nischen im Freihandmagazin.

Auch im Bereich des Zeitschriftenmagazins konnten ungenutzte Flächen für neue Lernplätze aktiviert werden. Aus klimatischen Gründen sind diese in Boxen untergebracht, welche sich mit grossen Glasscheiben zum botanischen Garten hin öffnen.

Im Zuge der Umbaumassnahmen wurde die Bibliothek mit einem RFID-Selbstverbuchungs- und Rückgabesystem ausgestattet, was es erlaubte, auch die Flächen der ehemaligen Ausleihe in neue Informations- und Lernbereiche zu verwandeln.



- 62 Sofanischen im Zeitungslesesaal.
- 63 Familienzimmer mit Stillecke.
- 64 «Cocoons» als Rückzugsort.





Da das Gebäude inventarisiert ist, fanden alle Massnahmen in Absprache mit der Denkmalpflege statt. Im Altbau orientieren sich die Interventionen mit den Schreibablagen aus massiver Eiche, den Ohrensesseln, gewebten Teppichen und den Metalllampen an der Epoche des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Hingegen wurden im moderneren Senn-Bau die kubischen Formen, das für die 1960er-Jahre typische Ulmenfurnier, die Holzlamellen der Decke und die Leinwandstoffe neu interpretiert und eingesetzt. Erfreulicherweise konnten viele ursprüngliche Möbel, die auf dem Dachboden entdeckt wurden, saniert und wiederverwendet werden.

65–66 Sitzinsel und Tischnische im historischen Freihandmagazin.

Durch Beobachtung und sorgfältige Evaluation der Nutzung der vielfältig neugeschaffenen Räume sollen Erkenntnisse für die Gestaltung künftiger Lernbereiche gewonnen werden.

67 Lernraum mit Konferenztisch.



6_AUSBLIC

Es gibt eine komplexe, fast geheimnisvoll
anmutende Verbindung zwischen dem
Lernen an der Universität einerseits und
den Räumen, in denen es stattfindet,
andererseits.

CK

THOMAS GROB

WENN ZUHÖREN, DISPUTIEREN UND LERNEN ZUSAMMENWACHSEN. ANSTELLE EINES NACHWORTS

Es gibt eine komplexe, fast geheimnisvoll anmutende Verbindung zwischen dem Lernen an der Universität einerseits und den Räumen, in denen es stattfindet, andererseits. Nicht zufällig ist die Erinnerung an das eigene Studium, die Verbundenheit mit einer *alma mater* wohl immer mit bestimmten Räumlichkeiten verbunden. Auch noch nach Jahrzehnten funktionalen Denkens in der Architektur wirken Unterrichts- und Lernräume auf vielschichtige Art und Weise: Sie erlauben bestimmte Tätigkeiten, sind aber auch geprägt von Symbolik und Atmosphäre. Sie sind untrennbar verbunden mit Unterricht und Studium, aber auch mit anderen, oft erstaunlich stabilen Traditionen und Ritualen wie die Konvente, Promotionen oder Feierlichkeiten, welche die europäische Universität seit ganz früher Zeit auszeichneten. Wenn sich – wie Katja Ninnemann im Interview in diesem Band feststellt – die qualitativ hochstehende Ausstattung universitärer Räume lohnt, dann hängt das mit der Attraktivität, aber auch mit den symbolischen Dimensionen, etwa mit dem Respekt vor der Universität zusammen, der sich darin manifestiert. Die Einstellung gegenüber der Universität war immer schon Teil ihrer Wirkung als Lehrinstitution wie ihrer historisch gesehen verblüffenden Lebensfähigkeit über viele Veränderungen und sogar Krisen hinweg.

Die Unterrichtsräume im eigentlichen Sinne, die von Universitätsgeschichten im Gegensatz zur Gebäudearchitektur eher vernachlässigt werden – über sie gibt es wohl auch weniger Zeugnisse –, reflektieren auf ganz verschiedene Weise die Geschichte akademischer Bildungsvorstellungen in ihrer Persistenz wie in ihrer Entwicklung.



68 Vincenzo Foppa, The Young Cicero Reading, 1464.

Um 1464, also fast zeitgleich mit der Gründung der Universität Basel, schuf der italienische Maler Vincenzo Foppa sein Fresko des lesenden jungen Cicero. Den baulich-malerischen Kontext (und damit die intendierte Bedeutung) kennt man nicht, da sich das Mailänder Fresko heute isoliert von seinem Kontext als Bild in der Wallace Collection in London befindet. Ganz offensichtlich aber hat der Junge auf dem Bild eine symbolische, vorbildhafte Funktion: Der später höchst angesehene Rhetor und Staatsmann Cicero wird seit der Antike als außergewöhnlicher und belesener Schüler gezeichnet. Doch geht es weniger um die konkrete historische Figur als um ein Bildungsideal; die Bücher vor ihm – eines liegt schon aufgeschlagen, die anderen stapeln sich in einer speziellen Nische – sind nicht mit Titel erkennbar und meinen damit Lesen, Bildung generell. Der Raum (keine Schule) und das Mobiliar um den jungen Cicero herum sind Teil seiner Tätigkeit und ihrer Symbolik. Das offene Fenster zur Natur hin ist wohl mehr als reine Renaissance-Konvention: Dieses Lernen ist nicht gegen die Außenwelt abgeschlossen. Das Licht aber stammt schon hier, lange vor den *lumières* der Aufklärung, nicht von der Natur, von draußen, sondern gleichsam aus dem Lernen und der Lektüre.

Zu beachten sind auch die Körperhaltung des tief in die Lektüre versunkenen Knaben, seine völlige Entspannung und das friedlich gelöste Gesicht, das fast aus der religiösen Malerei stammen könnte. Lernen ist Kontemplation, was hier epochengemäß verstanden wird als Vorbereitung auf ein «aktives», gesellschaftliches Leben, wie es Cicero repräsentiert. Lernen ist aber ebenso auch Muße. Wenn man die Geschichte späterer Erziehungskonzepte und vor allem der Schulräume bedenkt, die im 18. und 19. Jahrhundert stark auf Disziplinierung und Ent-Individualisierung ausgerichtet sind, haben wir es hier mit einem entgegengesetzten, eigentlich bis heute gültigen Bildungsideal zu tun.

Schwer zu fassen, aber aufschlussreich ist die Beziehung von Lernkultur und Lernräumen auch in ihren spezifischen Zeitdimensionen. Gebäude haben naturgemäß eine hohe Dauerhaftigkeit, doch gilt das in hohem Maße auch für das Lernen als Idee und Praxis – trotz der vielen Wechsel der Beteiligten und des Wandels der Umstände. Gerade in einer so sehr auf Wandel fokussierten Zeit wie der unseren vergisst man, wie viel Kontinuität Bildungsvorstellungen kulturhistorisch aufweisen. Wir können seit Neuestem, noch vor Kurzem undenkbar, ortsunabhängig unterrichten – aber wir tun dies immer noch in Einheiten von 90 oder 45 Minuten, die, abgeleitet aus der mönchischen dreistündigen Tageseinteilung, die europäischen Universitäten schon in ihren frühen Zeiten festgelegt haben.

Die Ausdifferenzierung universitärer Räume ist so alt wie die Institution selbst. Lässt man die symbolischen und repräsentativen Räume oder die modernen Labore beiseite, dominiert die bereits mittelalterliche Unterscheidung zweier Lehrtypen: die Vorlesung (*lectio, lectura*) einerseits, das Seminar zum Zwecke der *disputatio* andererseits; die *repetitio* brauchte keine eigenen Räume. Bis heute prägen das Bild universitärer Lehrgebäude Vorlesungssäle und Seminarräume, somit Räume für das Rezipieren und Räume für Diskussion und Austausch. Historisch erst langsam entwickelten sich darüber hinaus eigene Räumlichkeiten für Bibliotheken und deren Lesesäle (vgl. zum Basler UB-Lesesaal den Beitrag von Alice Keller) für das stille Lernen und den Zugang zu Lernquellen; sie gehörten, am sichtbarsten vielleicht in angelsächsischen Colleges, oft zu den repräsentativsten Räumen von Bildungsinstitutionen.

Die standardisierte Konzeption des ›modernen‹ Hörsaals aber, wie er sich – wohl als Erbe des anatomischen Theaters, wie es auch Basel schon seit 1589 kennt – im späten 19. und 20. Jahrhundert durchsetzt, dient der Aufnahme möglichst vieler Studierender, die zuhören und Notizen machen. Diese Konzeption hat sich deutlich von der Bewegungsfreiheit und körperlichen Entspannung von Foppas idealem Knaben Cicero entfernt. Sie hält sich bis heute, auch bis in das neue, hochmoderne Biozentrum der Universität Basel: feste Bank- oder Stuhlreihen, Sicht trotz schwenkbarer Sitzgelegenheit nur in eine Richtung, Möglichkeit zum individuellen Notieren bzw. Platz für das Laptop, aber kaum zur Bewegung oder Änderung der Körperhaltung. Vorn, wo sich ursprünglich ein Katheder, der ›Lehrstuhl‹, befand, steht manchmal ein großer Tisch, wie ihn zuerst die Anatomen, dann die Naturwissenschaftler benötigten, immer aber eine Tafel oder eine Projektionsfläche – und meist, so nicht im Tisch eingebaut, an der Wand ein Waschbecken.

Passives Zuhören, angeleitetes Diskutieren, stilles individuelles Lernen – diese Triade prägte über Epochen hinweg die Unterrichts- und Lernräume. Die Bibliothek war als Ort stillen individuellen Arbeitens davon getrennt, und der Rest gehörte zum Bereich von Wohnen und Leben und war, auch wenn es – so auch in Basel seit Bestehen – teilweise mit der Universität räumlich verbunden und dort auch reguliert war, weitgehend Privatsache. Das triadische Modell überlebte im Grunde alle funktionalen Veränderungen, die technischen Modernisierungen wie die Entwicklung zur sogenannten Massenuniversität des späteren 20. Jahrhunderts.



69 «Cocoon» in der Universitätsbibliothek Basel.

Die Digitalisierung stellt nun diese Grundlagen in Frage. Diese Verschiebung kam nicht plötzlich und auch nicht erst aufgrund der Covid-19-Pandemie, und sie betrifft auch keineswegs nur die technischen Unterrichtsmöglichkeiten. Von Veränderungen betroffen sind die kommunikativen, mentalen und vielleicht sogar kognitiven Gegebenheiten der neuen Generationen und damit alle Formen des Lernens. Vieles ist diesbezüglich noch offen, aber sicher ist, dass diese Entwicklung gerade in Bezug auf den Raumbedarf eben nicht nur disruptiv, sondern, wenn man das so nennen darf, vor allem kumulativ ist. Diese Entwicklung wird zur enormen Herausforderung, denn sie bringt viel Neues, ohne – zumindest mittelfristig – das Alte obsolet werden zu lassen. Analoges spüren etwa die Bibliotheken, wo ebenfalls die neuen Bedürfnisse die alten nicht einfach ersetzen. Was die Räume betrifft, so hat gerade die Corona-Zeit, die so sehr das Technologische beförderte, in verblüffender Deutlichkeit auch die Notwendigkeit verschiedener Formen räumlicher Präsenz gezeigt.

Dabei ist Raum eine knappe Ressource, an der Universität Basel allemal. Sie hat seit der Gründung ein Kollegienhaus und eigene Räumlichkeiten zur Verfügung, doch zumeist verstreut in der Stadt. Auch hier sind heute die Bedürfnisse kumulativ: Wir möchten flexiblere Hörsäle, die nicht nur individuelles Zuhören und Mitschreiben erlauben, doch dabei verlieren wir Kapazität; gleichzeitig brauchen wir Platz für große Gruppen. Die Bibliothek muss immer noch große Bestände unterbringen, die Mitarbeiter:innen brauchen auch nicht weniger Platz, wir brauchen einen klassischen «Lesesaal» und Zonen der Ruhe für viele, die sich auf Prüfungen vorbereiten und Arbeiten schreiben, Platz für Gruppen in der Nähe der Bestände und der Beratung, Platz für Kombinationen von gemeinsamem und individuellem Lernen, Zugang zu Technologie, Flächen für Bücher und Laptops. Auch denken wir, ganz im Sinne von Foppas Cicero, viel mehr als früher an Möglichkeiten entspannter Wissensaneignung und Auseinandersetzung.

Vieles weist darauf hin, dass die Post-Corona-Studierenden die Nähe zu anderen suchen, sogar dann, wenn sie gar nicht mit diesen im engen Sinn zusammenarbeiten. Man sucht die Abwechslung, im Sitzen, im Sich-Einrichten, die Variation von Theke, Stuhl am Tisch und Sessel in der Nische oder gemeinsamen Polster-Inseln. Auch wenn man als Institution nicht alle Bedürfnisse, die Erfahrung des Arbeitens im häuslichen Umfeld an die Uni zu bringen, erfüllen kann – man wird auf veränderte Bedürfnisse reagieren müssen, wenn man anregende Studienbedingungen bieten möchte. Die «Aktivierung des Lebensraums als Lernraum» (so Katja Ninnemann) ist dabei das eine; die auch umgekehrt auffallende Tendenz, die man sinnvoll kanalisieren muss, beschäftigt uns mindestens so stark.

Die neuen Lernräume der Universität Basel, die alle in bestehende Kontexte eingebaut werden mussten, sind ein Experiment. Sie sind so ernst gemeint wie auch spielerisch umgesetzt; die verschiedenen Raummodelle wurden zusammen mit studentischen Gruppen sorgfältig entwickelt und mit großem Aufwand und Liebe zum Detail realisiert. Nun wird man beobachten, wie die Dozierenden die veränderten Hörsäle und die Studierenden die Arbeitskonstellationen nutzen werden. Dieses Experiment, an dem viele intensiv mitgearbeitet haben, berücksichtigt neue Bedürfnisse, versucht das stark im Wandel begriffene Raumverständnis der jungen Menschen einzufangen wie auch die Gegebenheiten und Stärken der bestehenden Gebäude und ihrer Geschichte zu nutzen. Das Experiment dient dem Wandel des Unterrichts und einem stark zunehmenden Bedarf an multifunktionalem Lernraum, aber damit eben auch einem alten (oder immer neuen) Ideal universitärer Bildung. Dieses beruhte immer schon auf der Einsicht, dass man sich letztlich nur selbst bilden kann, dass Bildung das Individuelle mit dem Kommunikativen, Kollaborativen verbinden muss. Die Anstrengungen gelten aber nicht nur den künftigen Ciceros, sondern allen Mitgliedern der Community Universität im Hinblick auf ihre spätere Rolle in der Gesellschaft.

DANK

Unser Dank gilt der Hochschulleitung der Universität Basel, insbesondere dem ehemaligen Verwaltungsdirektor Christoph Tschumi, der viele der Projekte erst ermöglicht hat.

Für das grosse Vertrauen und die tolle Zusammenarbeit bei den Realisierungen möchten wir uns bei den Bauherrenvertreter:innen bedanken, hier namentlich Kristin Hoschke, Jeremy Anderegg und Knut Weber. Zudem bei Andreas Bitterli für die Bauleitung beim Laboratorium Lernräume. Seitens der Architekt:innen gilt unserer Dank im Besonderen Carmen Eichenberger, Jasmin Böhringer und Ilaria Castaldo.

Für die Erarbeitung der theoretischen Grundlagen möchten wir all den Mitarbeiter:innen der Universität Basel danken, die seit vielen Jahren gemeinsam über den Campus von morgen nachdenken und auf unterschiedliche Weise zum Gelingen der hier gezeigten Projekte beigetragen haben. Aus dem Kreis der Gründungsmitglieder der Arbeitsgruppe Lernräume seien stellvertretend Michèle Martin, Markus Kreienbühl und Bernhard Herrlich genannt, sowie insbesondere Gudrun Bachmann als zentrale Impulsgeberin.

Für die vielfältigen Beiträge, die die vorliegende Publikation versammelt, geht unser Dank an alle Autor:innen und Gesprächspartner:innen; für die Gestaltung an Ruedi Stutz und für wertvolles Feedback zu den Texten an Kristin Hoschke, Jean Terrier und Anna-Barbara Utelli.

Die Initiative zu dieser Publikation ging von Schröder Sell Architekten aus. Für ihre freundliche Unterstützung bei der Finanzierung geht unser herzlicher Dank an AlumniBasel, die Universitätsbibliothek und den Vizerektor Lehre der Universität Basel – sie haben ermöglicht, dass die Publikation nicht nur im Umfang wachsen durfte, sondern auch online sowie auf Englisch zur Verfügung gestellt werden kann.

Sabina Brandt
Bildungstechnologien im Vizerektorat Lehre der Universität Basel

Gerrit Sell
Schröder Sell Architekten

Sabina Brandt

arbeitet seit 2011 als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Bereichs Bildungstechnologien im Vizerektorat Lehre der Universität Basel. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die Entwicklung von Lehr-/Lernumgebungen im Kontext der Digitalen Transformation. Sie studierte Theater- und Medienwissenschaften sowie Choreographie und Darstellende Kunst in Köln, Berlin und London und lehrte Tanzwissenschaft an der Zürcher Hochschule der Künste.

Andi Cortellini

ist Fotograf und spezialisiert auf inszenierte Gruppenbilder und Portraits sowie Architektur. Seit 2018 Dozent für Fotografie an der Hochschule für Gestaltung und Kunst, Fachhochschule Nordwestschweiz.
www.corte.ch

Thomas Grob

studierte Germanistik, Russistik und Philosophie an der Universität Zürich. Seit 2009 ist er Professor für Slavische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Basel. 2016/17 stand er der Philosophisch-Historischen Fakultät als Dekan vor. Als Vizerektor Lehre ist er unter anderem für die Studiengangentwicklung, die Student Services, die Bildungstechnologien, die Hochschuldidaktik, das Sprachenzentrum und die postgraduale Weiterbildung zuständig.

Kristin Hoschke

Ausbildung als Tischlerin/Dekorationsbauerin an der Semperoper in Dresden, Studium der Architektur an der Technischen Universität Dresden. Seit 2000 Arbeit als Architektin in Dresden, Hamburg, Chicago und Basel. Seit 2012 für die Universität Basel in der Strategischen Immobilienplanung, Immobilienentwicklung und im Portfoliomanagement tätig. Mitglied der Regenz der Universität Basel.

Dorothee Huber

Studium der Kunstgeschichte in Basel. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Museum Basel (1979–1981), an der ETH Zürich (1980–1986) und am Architekturmuseum in Basel (1986–1993). Dozentin für Architekturgeschichte an der Fachhochschule Nordwestschweiz (1991–2017). Dorothee Huber publiziert zur Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Alice Keller

studierte Experimentelle Biologie an der ETH Zürich und promovierte in Bibliotheks- und Informationswesen an der Humboldt-Universität Berlin. Nach Leitungsaufgaben an der ETH Bibliothek Zürich, der Zentralbibliothek Zürich, der Bodleian Library Oxford und beim Verlag De Gruyter ist sie seit 2019 Direktorin der Universitätsbibliothek Basel. Alice Keller ist Mitherausgeberin der Fachzeitschrift ‚Bibliothek – Forschung und Praxis‘ und publiziert zu bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Themen.

Mark Niedermann

Ausbildung zum Fotografen an der Gerrit Rietveld Academy Amsterdam, lebt und arbeitet in Basel.
www.markniedermann.com

Katja Ninnemann

studierte Architektur und Städtebau an der TU Darmstadt und dem ISPJAE Havanna und promovierte an der TU Wien. Als Expertin für Gestaltungspraktiken und Gestaltungsprozesse hybrider Lern- und Arbeitsumgebungen ist sie in Forschung, Lehre und Praxis tätig. An der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin hält sie seit 2020 die Professur Digitalisierung und Workspace Management und wurde 2021 zur Sprecherin Reallabor im Forschungscluster Sustainable Smart City berufen.

Tilo Richter

ist Architektur- und Kunsthistoriker und seit 1995 als freier Autor und Herausgeber tätig. Daneben ist er Co-Leiter des Verlags Standpunkte, Stiftungsrat von Architektur Dialoge, Redaktor des Basler Stadtbuchs, assoziiertes Mitglied des BSA und Mitglied der Redaktionskommission von ‚werk, bauen + wohnen‘.
www.trichter.de

Schröer Sell Architekten

Das Architekturbüro Schröer Sell Architekten wurde 2008 in Basel gegründet. Ulrike Schröer und Gerrit Sell erarbeiten mit ihrem Team individuelle Lösungen für Neubauten, Erweiterungen und Sanierungen. Der Schwerpunkt der Tätigkeit liegt beim Bauen im Bestand, im Bereich der Denkmalpflege und des Heimatschutzes. Neben zahlreichen Privatbauten konnten in den letzten Jahren diverse Projekte für neue Lernräume auf dem Campus der Universität Basel realisiert werden. Gerrit Sell ist Mitglied der Denkmal- und Heimatschutzkommission Basel-Landschaft. Prof. Dr. Ulrike Schröer lehrt an der Berner Fachhochschule und ist Vorstandsmitglied im Baselbieter Heimatschutz. www.schroerer-sell.com

Ruedi Stutz

ist Visueller Gestalter und seit 2008 Gastdozent an verschiedenen Bildungseinrichtungen. Er ist im Vorstand von Domus Antiqua Helvetica (Sektion beider Basel), Stiftungsrat der Stiftung Gartenbaubibliothek Basel und Mitglied des Schweizerischen Werkbunds. www.stutz-stutz.ch

Felix Winter

studierte Ethnologie, Humangeographie und Geschichte an der Universität Basel und absolvierte anschliessend die Ausbildung zum Wissenschaftlichen Bibliothekar. Er ist Vizedirektor der Universitätsbibliothek Basel und Leiter Zentrale Dienste. Seit Mitte der 1990er-Jahre verantwortet er die Professionalisierung und Reorganisation der Bibliotheken der Universität Basel und begleitet die Bau- und Umbauprojekte von diesen und der Universitätsbibliothek und somit auch die Renovation und den Umbau des Publikumsbereichs der UB Hauptbibliothek.

ABBILDUNGSNACHWEIS

- Umschlag: Andi Cortellini
- Abb. 1: Universität Basel
- Abb. 2: Staatsarchiv Basel-Stadt, BILD Visch. C 30
- Abb. 3: Staatsarchiv Basel-Stadt, PLA 63, 1-9-1
- Abb. 4a-l: Mark Niedermann, Schröer Sell Architekten
- Abb. 5: NTNU (Norwegian University of Science and Technology), Trondheim
- Abb. 6a-b, 7: Van der Zanden, Piet / TU Delft: Cookbook Education Spaces. Delft 2018, S. 25f. / S. 43,
http://homepage.tudelft.nl/9c41c/Cookbook_Education_Spaces_v2_0.pdf
(Zugriff am 10.08.2022)
- Abb. 8a-d: Universität Basel, Fotos: Andi Cortellini
- Abb. 9: Sarasin, Teff: Teff Sarasin Bauten + Design, Basel (1994), S. 37
- Abb. 10-14: Andi Cortellini
- Abb. 15: Universitätsbibliothek Basel, AN II 3, fol. 2v
- Abb. 16: Staatsarchiv Basel-Stadt, NEG B 1404
- Abb. 17: Staatsarchiv Basel-Stadt, NEG B 1405
- Abb. 18: Staatsarchiv Basel-Stadt, NEG B 1403
- Abb. 19: Staatsarchiv Basel-Stadt, BSL 1045c 2-36pos (Fotoarchiv Hoffmann)
- Abb. 20-22: Das Werk: Architektur und Kunst 28, Heft 5 (1941), S. 122, 125, 129
- Abb. 23-25: Andi Cortellini
- Abb. 26: Schröer Sell Architekten
- Abb. 27: Mark Niedermann
- Abb. 28-32: Andi Cortellini
- Abb. 33-34: Verso
- Abb. 35-36: Andi Cortellini
- Abb. 37: Staatsarchiv Basel-Stadt, NEG 2131
- Abb. 38-39: Universitätsbibliothek Basel, AR III 3.5
- Abb. 40: Staatsarchiv Basel-Stadt, NEG 2136
- Abb. 41-44: Das Werk: Architektur und Kunst 55, Heft 11 (1968), S. 715, 720, 721
- Abb. 45: Universitätsbibliothek Basel
- Abb. 46: Universitätsbibliothek Basel
- Abb. 47: Universität Basel
- Abb. 48: Universität Basel, Claude Giger
- Abb. 49: Martin Töngi
- Abb. 50: Universität Basel, Mark Niedermann
- Abb. 51: Universitätsbibliothek Basel, Johann Frick
- Abb. 52-61: Andi Cortellini
- Abb. 62-64: Mark Niedermann
- Abb. 65-66: Andi Cortellini
- Abb. 67: Mark Niedermann
- Abb. 68: Wallace Collection, London
- Abb. 69: Andi Cortellini
- Pläne: Schröer Sell Architekten

IMPRESSUM

Konzept: Schröder Sell Architekten, Bildungstechnologien der Universität Basel

Gestaltung: Stutz Grafik + Design, Basel

Redaktion: Gerrit Sell, Sabina Brandt

Korrektur: Sabine Kronenberg, Basel

Herstellung: Druckerei Dietrich AG, Basel

© 2022, Schröder Sell Architekten, Bildungstechnologien der Universität Basel

Creative Commons BY-NC-ND

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN Printausgabe (deutsch): 978-3-033-09402-4

ISBN eBook (deutsch): 978-3-033-09421-5

ISBN eBook (englisch): 978-3-033-09403-1

DOI 10.21255/978-3-033-09421-5 (deutsch)

DOI 10.21255/978-3-033-09403-1 (englisch)

www.unibas.ch

www.schroeder-sell.com

LABORATORIUM LERNRÄUME

Passt der traditionelle Universitäts-Campus zum Studieren von heute?

Und wie soll der Campus von morgen aussehen? Die Lehre und das Lernen befinden sich durch Bildungsreformen, gesellschaftliche Entwicklungen und digitale Transformation im Umbruch. Um Räume anbieten zu können, die diesen Veränderungen gerecht werden, muss sich der physische Campus mitentwickeln. Dazu hat die Universität Basel in einem mehrjährigen partizipativen Prozess mit Lehrenden, Studierenden und Mitarbeitenden die neuen Bedürfnisse ermittelt und gemeinsam mit Schröer Sell Architekten eine Reihe von Projekten erarbeitet und umgesetzt, die den Weg zum «Campus von morgen» weisen könnten.

Zahlreiche Beiträge und Interviews beschreiben die aktuellen Veränderungen des Campus im Kontext der Entwicklungen in Lehre und Lernen. Zudem wird die (Bau-)Geschichte des Campus und seine Vernetzung im Stadtgefüge beleuchtet. Zusammen mit Projektfotos und -beschreibungen veranschaulichen sie, welche Entwicklungslinien künftig verfolgt werden sollten – Erfahrungen, die auch für andere universitäre Räume von Nutzen sein können.

ISBN 978-3-033-09421-5



9 783033 094215 >